Silvia Andrea

Die Rüfe

Vor manchen Jahrzehnten hat J. V. Widmann in einem Artikel voll Wärme und Anerkennung die im entlegenen Bergell lebende Engadinerin als Dichterin begrüßt. Die Hast der Zeit konnte ihr nichts anhaben; in aller Ruhe läßt sie ihre Werke ausreifen, und so kann sie heute ihrer großen und treuen Lesergemeinde eine neue Erzählung auf den Gabentisch legen, eine Erzählung, die neben dem Konflikt zwischen Vater und Sohn das ganze Leben eines Bergdorfes wahr und ergreifend schildert.

Verlag von Huber & Co.
Frauenfeld und Leipzig

Neuerscheinung

Meinrad Lienert

Das Mark im Bergholz

In Leinen Fr. 8. –

Meinrad Lienert ist der beste volkstümliche Erzähler, von einer Frische und Ursprünglichkeit, wie die Schweiz seit Jeremias Gotthelf und Keller keinen mehr gehabt hat. Wir möchten unsere verehrten Zeitgenossen recht nachdrücklich auf diesen heute über sechzig Jahre alten Dichter aufmerksam machen.

Die schöne Literatur, Leipzig.

Verlag von Huber & Co.

Frauenfeld und Leipzig

X3.1a
Andr14

Silvia Andrea / Die Rüfe

Silvia Andrea

Die Rüfe

Eine Erzählung

Verlag von Huber & Co.

Frauenfeld und Leipzig

1927

Druck der Buchdruckerei Zollikofer & Cie., St. Gallen

Erster Teil

Der Todestag der geliebten Mutter hatte sich gejährt. Josef und Marie kehrten vom Friedhof zurück, wo sie einen Kranz auf ihr Grab niedergelegt hatten. „Ach, warum müssen die Guten so früh sterben?“ sprach der Jüngling, während er traurig neben der Schwester dahinschritt. „Man weiß oft nicht, was Gott denkt. Warum nimmt er die Mutter, die allen Menschen lieb war und läßt dafür, — dafür“

„Still!“ erwiderte die Schwester erschrocken, „man darf so etwas nicht denken, geschweige denn sagen. Kannst du dich nicht erinnern, wie der Onkel Pfarrer in der Leichenpredigt sagte, es geschehe alles zu unserm besten? Und er war über den Tod seiner Schwester doch so betrübt, daß er vor Weinen die Worte fast nicht herausbrachte.“

Die Geschwister wandelten nun in trüber Stimmung durch die Dorfgassen ihrem Hause zu. Rüfenau

war eine ansehnliche Gemeinde, die aus Neudorf und Altdorf bestand. Altdorf lag ziemlich tiefer als Neudorf. Es ging die Sage, daß in alter Zeit der Wildbach, der jetzt weiter draußen ins Tobel stürzte, zwischen Altdorf und Neudorf floß. Einmal habe er eine Rüfe mitgebracht, die das ganze Dorf bis auf ein Haus zerstörte, worauf die Einwohner auf einer höher gelegenen Terrasse ihre Häuser bauten, wo sie sicher waren. Dies war Neudorf.

Man sprach selten mehr von der Sage, bis vor einem Jahr ein Geologe, der seine Sommerferien in Rüfenau verbrachte, sie wieder auffrischte. Er klopfte den ganzen Tag hoch oben an den Bergen am Gestein herum und behauptete, daß der Talgrund von Rüfenau auf dem Geschiebe zerbröckelter Felsmassen stehe, die der Wildbach hergeschwemmt habe. Auf die Frage, welchen Weg der Wildbach damals genommen habe, erwiderte er, er sei eben daran, ihn zu suchen, und wenn er nächstes Jahr wiederkomme und seine Studien fortsetze, werde er ihn sicherlich auch finden.

Das stehengebliebene Haus, das von nun an ganz

allein Altdorf hieß, erbte sich von Generation zu Generation fort. Wurde es baufällig und mußte niedergerissen werden, so wurde an dessen Stelle ein anderes aufgeführt. Gegenwärtig gehörte es Peter Bärtschi, der es mit seiner Familie bewohnte. Es lag mit der Rückseite an einen Abhang gelehnt, als ob es da Schutz suche. Das Haus des Peter Bärtschi, wie es jetzt dastand, bot keinen freundlichen Anblick. Die Mauern waren altersgrau, die Läden zum Teil geschlossen und die Farbe vom Regen weggewischt. Keine Nelke, kein Rosmarin am Fenster deutete auf einen frohmütigen Sinn der Bewohner; steife Maiskolben und Girlanden an Schnüren gereihter Aepfelschnitze sonnten sich auf der hölzernen Altane; die eintönigen Pflanzungen von Korn und Kartoffeln, die sich bis unter die Stubenfenster herandrängten, wo sonst bei den ärmlichsten Häusern des Dorfes ein Gärtchen durch Blütenschmuck das Auge erfreute, verrieten die äußerst praktische Richtung des Hauses. Langsam näherten sich die Geschwister diesem Hause. Ein Mann in einem grauen Kittel saß vor der Haustüre und schnitzelte an einem Stock. Als der

Jüngling seiner ansichtig wurde, nahm er wieder auf. „Wenn jetzt die Mutter vor dem Hause säße, statt — statt —“

„Schweige, schweige, lieber Josef, ich kann das nicht hören,“ bat das Mädchen ängstlich. „Freue dich, daß deine Ferien zu Ende sind und du wieder nach der landwirtschaftlichen Schule abgehen kannst.“

„Was nützt mir das? Ich muß meinen Lieblingswunsch, Medizin zu studieren, doch aufgeben. Wenn die Mutter gelebt hätte, hätten wir es am Ende durchgesetzt.“

„Das glaube ich nicht,“ versetzte das Mädchen, „du weißt, sie mußte schließlich immer nachgeben.“

„Gibt es eine trostlosere Lage als die meinige?“ sprach Josef nach einer Weile wieder. „Du freilich bei deinem sanften Sinn empfindest kaum die Tyrannei, die der Vater ausübt. Versetze dich einmal an meine Stelle. Du hast gesehen, wie er mich den ganzen Sommer behandelt hat. Beim kleinsten Versehen muß ich Schmähungen über mich ergehen lassen, wie ein kleines Kind; vom Morgen bis am Abend bin ich bei der Arbeit angespannt, wie ein Taglöhner; nicht einmal am

Sonntag darf ich mit meinen Kameraden Umgang haben, wie ich will. Und ich möchte so gerne frei und unabhängig sein und nach meinem Willen leben."

„Es ist wahr, es war ein trauriger Sommer für dich, von nun an wird es nicht mehr so arg sein. Du weißt, was den Vater so furchtbar aufbrachte. Er hat es noch immer nicht überwunden, daß Georg mißraten und in die weite Welt gewandert ist, obwohl zehn Jahre darüber vergangen sind. Und weil du so ruhig und gesetzt warst, setzte er alle Hoffnungen auf dich und glaubte, du werdest ein richtiger Bauer werden. Nun kam es wie ein Blitz aus heiterm Himmel, als du erklärtest, das Bauernwesen sei dir verleidet, du wollest Arzt werden."

„Weißt du überhaupt, warum er sich so weit verstiegen hat, mich in eine landwirtschaftliche Schule zu schicken?"

„Nun ja, er hat es der Mutter zulieb getan."

„Glaube das ja nicht, aus Schadenfreude gegen den Onkel hat er es getan. Du bist nun konfirmiert, also alt genug, um es zu hören, wie das kam."

„So erzähle," erwiderte Marie etwas verzagt. Josef begann. „Es war immer der Herzenswunsch des Onkels Pfarrer, Anton studieren zu lassen, aber bei seinen geringen Mitteln war das eine schwierige Sache. Als Anton mit dem Gymnasium fertig war, war auch der Onkel mit seinem Geld fertig. Eines Abends kam er zum Vater, klagte ihm seine Not und bat ihn um ein Darlehen. Der Vater machte ihm Vorstellungen, er wüßte nicht, warum Anton studieren sollte, andere Leute, die nicht studierten, hätten auch ihr Brot. Der Onkel erwiderte, es handle sich nicht allein ums Brot, sondern auch um die innere, geistige Existenz des Menschen; Anton sei durch Neigung und Befähigung aufs Studieren und nicht auf materielle Arbeit angewiesen. Er möchte sich der Technik widmen und Ingenieur werden. Unsere Mutter war so unklug, zum Bruder zu halten. Du weißt, nichts beleidigte den Vater so sehr, als wenn die Mutter zum Onkel hielt, und wenn sie über Dinge sprachen, die über seinen Horizont hinausgingen. „He nun," sagte er, „wenn es so ist, werde ich dir das Geld geben, es soll

mir auf ein paar tausend Franken mehr oder weniger nicht ankommen, wenn du mir nämlich sicheres Unterpfand gibst, — willst es gleich? ich hätte es eben in der Trucke.“ Der Onkel wurde rot bis in die Stirn hinauf. „Willst du meiner spotten?“ sagte er nach einer Weile ernst. „Du weißt, daß ich dir nichts zum Unterpfand geben kann, als meinen guten Willen.“ „Ho, ho,“ lachte der Vater, „der hat bis jetzt nicht weit geholfen; bist jetzt dreißig Jahre Pfarrer und mußt um das bißchen Schulgeld für deinen Sohn erst an fremde Türen klopfen. Nein, ich werfe mein gutes Geld nicht zum Fenster hinaus, und du höre einmal einen guten Rat: unterweise deinen Anton tüchtig in der Arbeit. Tut er recht, so findet er bei mir immer sein Brot, er kann dem Josef bei der Feldarbeit helfen.“ „Du bist großmütig,“ erwiderte der Onkel ganz ruhig. „Deinen Rat werde ich aber nicht befolgen. Lebe wohl und genieße deinen Reichtum in Frieden.“ Er ging. Die Mutter weinte, der Vater warf ihm einen triumphierenden Blick nach, es war ihm doch einmal gelungen, den Schwager zu demütigen. Er war eine Zeitlang sehr auf-

geräumt und eines Tages sprach er die Absicht aus, mich ein paar Jahre in die landwirtschaftliche Schule zu schicken, das schade nichts; andere Bauern, die weniger reich seien als er, schicken ihre Söhne auch in die Schule und man merke diesen nach kurzer Zeit nichts mehr an. Obwohl die Mutter wußte, daß dieser Gedanke einer unlautern Quelle entstammte, nahm sie ihn doch eifrig auf. Wenige Tage darauf reiste ich ab. Der Triumph des Vaters über den Onkel wurde ihm aber schwer vergällt; denn im gleichen Postwagen mit mir saß Anton; es war dem Onkel doch gelungen, die Geldmittel aufzutreiben. Nun hat der Vater seine Strafe. Er hat mich in die Schule geschickt, um den Onkel zu ärgern, und in der Meinung, wenn ich zurückkomme, mich wieder ins Joch spannen und alles abstreifen zu können, was ich in der Schule gelernt habe. Er hat sich verrechnet. Ich kann nicht Arzt werden, wohl, aber ein filziger Bauer, der keinen andern Wunsch hat, als am altgewohnten Karren zu ziehen, sein Gut zu vermehren, will ich auch nicht werden. Lieber gehe ich nach Amerika."

Marie hatte schweigend zugehört, sie hatte das Gefühl, daß der Bruder ihr diese Mitteilung nicht hätte machen sollen. Sie beschleunigte den Schritt und sagte bloß: „Ach, du denkst immer das Schlimmste vom armen Vater; ergib dich endlich geduldig in dein Schicksal; Doktor kannst du nicht werden, und nach Amerika wie Georg kannst du auch nicht gehen; du hast der Mutter auf ihrem Sterbebett gelobt, mit dem Vater Geduld zu haben und mich nicht zu verlassen. Ich hätte dann auch niemand mehr."

Ein fast zärtlicher Blick fiel aus Josefs Augen auf die Schwester. „Doch, den Anton hättest du noch immer."

„Ja," bestätigte sie, „den Anton."

Unter diesen Gesprächen hatten sie das Haus erreicht.

„Wo seid ihr gewesen?" fragte der Vater, ohne von seiner Arbeit aufzublicken, ein Zeichen, daß er ihr langsames Herannahen bemerkt hatte.

„Josef hat vor seiner Abreise noch das Grab der Mutter besucht," erwiderte Marie.

„Gut, gehe jetzt hinauf und packe seine Siebensachen ein, unterdessen kommst du, Josef, mit mir

in den Stall, nachher könnt ihr zum Onkel gehen und Abschied nehmen, aber bleibt nicht zu lang."

* * *

Im traulichen Stübchen des Pfarrhauses saßen die Familienglieder beim Lampenschein zusammen, Vater, Mutter und Sohn, dazu Josef und Marie. Pfarrer Tauer, ein Deutscher, war vor einem Vierteljahrhundert aus Gesundheitsrücksichten nach der Schweiz gekommen und hatte in der Bergluft von Rüfenau Heilung gefunden. Er bewarb sich da um die Pfarrei und erhielt sie. Als wohlbestallter Pfarrer richtete er sich häuslich ein und nahm seine Schwester Marie zu sich. Diese war ein zartes Mädchen von großer Schönheit und einnehmendem Wesen. Alle jungen Burschen des Dorfes waren in sie verliebt, aber keiner dachte daran, sie heimzuführen. Pfarrers Marie muß einen Pfarrer oder Doktor heiraten, hieß es, die paßt nicht in ein ländliches Heimwesen. Nur einer dachte anders und das war Peter Bärtschi. „Und warum nicht," sprach er eines Sonntags zu seinen Kameraden, „wenn einer es vermöchte, seine Frau in einer Schachtel

zu halten." Und Peter vermochte es, daß wußten alle. Er hatte als einziger Sohn von seinen Eltern ein großes Bauerngut geerbt, auf welchem er neben einer Magd, die schon bei seinen Eltern gedient hatte, selbständig wirtschaftete. Ob die feine Marie den Peter wollte? Ja, sie wollte ihn. Wie das möglich war, konnte ihr Bruder nicht begreifen. Peter war zwar ein hübscher, strammer Bursche und gegen seine Aufführung war nichts einzuwenden; jedermann mußte zugeben, daß er fleißig und brav war und sein Gut trotz seiner Jugend in musterhafter Ordnung hielt. Aber bei seinen Kameraden war er nicht beliebt. Er kehrte ihnen gegenüber gern den reichen Bauernsohn heraus, war hochmütig, herrisch und gewalttätig. Vielleicht waren es gerade diese Eigenschaften einer Kraftnatur, die das schwärmerische Mädchen bestachen. Nach kurzer Werbung, die er selbstbewußt, ja gebieterisch vorbrachte, gab sie ihr Jawort.

Die Ehe fiel nicht gut aus. Marie war ganz unglücklich, als sie sich überzeugen mußte, daß Peters Gedankenkreise über die Grenzen seines

Gutes nicht hinausgingen und daß alle ihre und des Bruders Versuche, seinen Horizont zu erweitern, an seinem Starrsinn abprallten. Dazu fühlte sie sich ihren Pflichten als Schweizerbäuerin nicht gewachsen und geriet in eine abhängige Stellung zu Bäbi, der Magd, die treu und gewissenhaft ihres Amtes waltete, aber die Rauheit ihres schweren Standes nicht verleugnen konnte. Peter fühlte die geistige Überlegenheit seiner Frau und seines Schwagers und sein hochmütiger Sinn konnte sie nicht ertragen. Trotzig stellte er sich auf den Standpunkt des Mannes der Arbeit, der nichts anerkennt, als was seine Hände schaffen. Dennoch liebte er seine sanfte, holde Frau bis an ihr Lebensende und der Hausfriede wurde ziemlich bewahrt. Unerfreulich aber blieb immer das Verhältnis der beiden Schwäger zueinander. War Peter durch die Mißtöne seiner Ehe verstimmt, so schüttete er seinen Groll über das unschuldige Haupt des Pfarrers aus. Daneben vergaß er nie dem hochgebildeten Schwager zu zeigen, daß er ihn an Leistungen übertrumpfe. Er arbeitete auf Leben und Tod, wurde immer reicher, aber auch

härter und geiziger. So fanden sich die beiden Schwäger nie. Eine bittere Erkenntnis war es für Peter, als es sich immer mehr herausstellte, daß Josef wie sein verschollener Bruder Georg, die Gemütseigenschaften der Mutter geerbt hatte. Das Gegebene befriedigte ihn nicht, er war ein Träumer und sein Sinn schweifte ins Unbekannte. Der Pfarrer heiratete eine Schweizer Pfarrerstochter aus Genf und fand in ihr trotz ihrer verschiedenen Nationalität sein Glück. Sie hatten einen einzigen Sohn, Anton, der die Sonne des Hauses wurde. Der Pfarrer anerkannte die Vorzüge des Schweizer Volkes und Landes, aber sein Herz blieb in Deutschland. In den letzten Dezennien war er in freudiger Spannung den Phasen seiner politischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Entwicklung gefolgt und war stolz auf seinen Aufschwung.

Im traulichen Stübchen des Pfarrhauses empfanden Josef und Marie wie immer die Wohltat eines friedlichen Heims. Die Mahnung des Vaters, bald heimzukommen, schienen sie vergessen zu haben. Heute herrschte im kleinen Kreis nicht der gewöhn-

liche, heitere Ton; die Trauer um die Verstorbene lastete auf den Gemütern. Selbst Anton schaute betrübt von einem zum anderen und begegnete nicht wie sonst Josefs Klagen über seine unterdrückte Stellung mit harmlosen Scherzreden. Die Tante, eine Frau mit ungewöhnlich lebhaften, geistreichen Augen, die sich in des jungen Sohnes Gesicht wiederholten, hatte sich vergebens bemüht, die Kinder aufzuheitern. Immer wieder kehrte das Gespräch zur geliebten, toten Mutter und schließlich zum Vater zurück.

„Dieser Vater!“ rief Anton zuletzt ärgerlich. „Was brauchst du dich immer und ewig mit diesem Vater abzugrämen, Josef? Kannst du ihn nicht vergessen? Ich meine du hättest Vater genug, wenn du zu Hause bist; sei doch lustig und froh. Morgen kannst du ja gehen.“

„Du verstehst mich nicht,“ sagte Josef trüb.

„Nein, gottlob,“ erwiderte Anton lachend.

„Du solltest an meiner Stelle sein mit dem Drang nach etwas Besserem“ —

„Und so weiter,“ unterbrach ihn Anton, „wir wissen das alles. Und jetzt geht nach Hause, wenn nicht

wieder ein Donnerwetter über euch ergehen soll.“ Marie stand rasch auf. Josef bewegte sich nicht von der Stelle, er starrte in die Lampe und sagte dumpf: „Mein Leben ist verfehlt.“

„Nein, mein Sohn,“ nahm jetzt der Onkel das Wort und zog Marie wieder auf ihren Stuhl nieder, „du hast diesen Sommer die erste Enttäuschung deines Lebens erfahren, du trugst dich mit der Hoffnung herum, Arzt zu werden, und nun mußt du dich dem Willen deines Vaters beugen und zum Pflug greifen. Gestehe, ist es die zerstörte Hoffnung allein, oder ist es das Gefühl der Ohnmacht deinem Vater gegenüber, das dich verbittert? Ist es die Liebe zum Studium allein, die den Wunsch in dir entstehen ließ, Arzt zu werden, oder vielmehr die Aussicht, vom Vater unabhängig schalten und walten zu können?“

„Keins von beiden,“ sagte Anton lustig. „Es ist das: ich möchte etwas haben, das ich nicht haben kann. Wir wissen ja, das ist unsere Familienkrankheit, an der schon Georg gelitten hat.“

„Du einmal hast nichts von dieser Krankheit geerbt,“ bemerkte die Mutter heiter.

„Höre, Josef," fuhr Anton fort, „wenn ich Haus, Wiesen und Aecker hätte wie du, ich würde mir wahrlich den Kopf nicht mit Studieren zerbrechen. Ja wohl, Arzt werden! Und jeder alten Schachtel den Puls greifen, und jedem beliebigen Hans oder Peter die Nase grad machen. Dazu die vielen Morde auf dem Gewissen. Ist es nicht tausendmal schöner, auf seinem Gut sein eigner Herr zu sein, schlafen und wachen, wann man will, zu Hause bleiben oder ausgehen, wann man will, Pulsgreifen, wenn man will, die Nasen gelegentlich krumm machen statt grad. Ich sage dir, ein Schweizerbauer ist der freieste Mann auf Gottes Erdboden, ich wüßte nicht, was es schöneres geben könnte."

„Ach schweige," rief Josef ungeduldig, „du weißt gut genug, daß ich der Sklave meines Vaters bin."

„Ihr sollt nicht so über den Vater sprechen," sagte nun Marie, die sich bis dahin schweigend verhalten hatte.

„Marie hat recht," bestätigte die Tante, zu Josef gewendet, „vergiß nie, daß er dein Vater ist."

„Denke auch ein wenig an deine Pflichten," nahm

der Pfarrer wieder das Wort, „du mußt deinem Vater beistehen, daß er nicht ganz in Härte und Geiz untergehe, du mußt deiner jüngeren Schwester eine Stütze sein — und, Josef, vor allen Dingen mußt du trachten, deine unbestimmten Wünsche zu mäßigen!“ Während er so sprach, ruhte sein Auge in Liebe und Sorge auf dem Neffen. Wie dieser mit düsterm Blick, mit dem weichen Zug um den Mund, der seinem Gesicht in diesem Augenblick der Entmutigung etwas Schlaffes gab, vor sich hinstarrte, zeigte er eine erschreckende Aehnlichkeit mit seinem Bruder Georg, der im Unfrieden mit dem Vater das Elternhaus verlassen hatte und in die weite Welt gezogen war um Freiheit, Selbständigkeit und Glück zu suchen, und wahrscheinlich im Ringen mit dem Leben untergegangen war, denn seine letzte Nachricht lautete, daß er nach Amerika auswandere, um dort zu suchen, was ihm Europa versage. Das war vor acht Jahren gewesen; seither war er verschollen.

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgerissen und Peter stürmte herein: „Ihr Himmelherrgottssakermenter —“

„Und so weiter," fiel ihm Anton in die Rede, „komm nur herein, Onkel. Wir haben Josef und Marie mit Gewalt hier gehalten, wir — wir haben die Zeitung gelesen," fuhr er fort, eine Zeitung, die zufällig auf dem Tisch lag, erblickend und einem plötzlichen Einfall folgend, „und die Zeitung ist deines Lobes voll, das heißt des Lobes über — über —"

„Kommt ihr so meinen Befehlen nach? Fort, auf der Stelle kommt ihr nach Haus. Wie, was? Ich in der Zeitung? Wer untersteht sich, mich in die Zeitung zu tun?"

„Es steht eine Bemerkung über deinen Prozeß drin."

„Über meinen Prozeß? Her mit der Zeitung, laß sehen, oder nein, ich habe keine Brille, lies sie mir vor."

Anton entfaltete die Zeitung und laß mit großem Ernst den Feuilletonartikel eines Touristen: Die Perle des ganzen Tales ist jedenfalls das Dorf Rüfenau. Es liegt in malerischer Umgebung und zeichnet sich durch seinen Reichtum an Waldungen aus. Leider ist die Talsohle durch den vom Wald-

tobel herschäumenden Bach gefährdet. Sein breites Bett, die Schutthalden an seinem Ufer geben Kunde, daß er nicht immer der friedliche Geselle ist, als den wir ihn im Monat Juli zur Zeit der Trockenheit sahen. Das Gebiet, das er durchläuft, besteht aus Steingeröll und einer Art schlammiger Erde, die keine feste Grundlage bilden. Setze dich nur, Onkel, es ist noch ziemlich lang. — Im Frühling, wenn das Schneewasser die Erde aufweicht, stürzen regelmäßig Massen von Schlamm und Geröll in sein Bett und wälzen sich mit schreckenerregender Wucht zu Tal. Wir sahen ungefähr eine halbe Stunde oberhalb des Dorfes hinter einem Buchenwäldchen eine breite, graue Strecke, die Ablagerung des Baches. Sollte er sich einen Weg durch das Wäldchen bahnen, dann wäre der Schaden unberechenbar." Hier war der Artikel fertig, aber Anton schien sich zu besinnen. Er wendete das Blatt um und fuhr ohne zu stocken fort: „Ein junger Ingenieur, der mit uns im Postwagen saß, sagte uns, daß man gerade in diesem Fall durch Verbauung unendlich viel leisten könnte. Natürlich wollen die Bauern

nichts davon wissen. Im Gegenteil scheinen sie die Sache geflissentlich zu verschlimmern, indem sie die Halden durch Holzabschlag des natürlichen Schutzes berauben. — Nun paß auf, Onkel, nun kommt es. — Sollte gar das Buchenwäldchen, um dessen Besitz zwischen der Gemeinde und einem Privaten Prozeß geführt wird, dem letztern zufallen, dann weiß Gott, wohin Unverstand und Habgier noch führen."

„Soll das mein Lob sein?" sprach der Onkel. „Der Zeitungsschreiber soll mir kommen. Ich will ihn schon lehren, was Unverstand ist. Weiter."

„Ich meine, das ist genug," sagte Anton gleichmütig, zerriß das Blatt und machte aus dem Zeitungsartikel einen Fidibus, mit dem er sich die Zigarre anzündete. „Der Artikel steht in einer deutschen Zeitung und das ist gut. Wäre er in einer schweizerischen erschienen, so würde er hier zu reden geben, denn jedes Kind weiß, daß du um den Besitz des Buchenwäldchens mit der Gemeinde Prozeß führst."

„Aber Anton," sprach Marie weinerlich, „das letzte stand gar nicht in der Zeitung."

„Tralari," schalt der Vater, „warum soll es nicht in der Zeitung stehen?"

Er schien nicht übel Lust zu haben, über den Zeitungsartikel weiter zu sprechen. Aber die Zimmertüre ging abermals auf und auf der Schwelle erschien Bäbi, die Magd. „Hört ihr's, elf Uhr schlägt es vom Turm," sagte sie und nichts anderes. Es gibt keinen Menschen, der im Himmel oder auf Erden nicht eine höhere Macht anerkennt. Diese höhere Macht war für Peter Bärtschi die unentbehrliche Magd.

Bäbi hatte zu Hause große Angst ausgestanden, Peter fange etwa mit dem Pfarrer Streit an. Als sie alle friedlich beieinander sah, atmete sie auf. „Gute Nacht," sagte Peter kurz und folgte ihr mit den Kindern.

Die Wirkung der improvisierten Vorlesung Antons auf die Eltern war eine sehr verschiedene. Während der Vater still vor sich hinlächelte, war in der Mutter Mienen eine unverkennbare Mißbilligung zu lesen. „Anton," sprach sie als die andern weg waren, „wie kannst du mich so betrüben? Weißt du nicht, daß dein ungebührliches

Benehmen gegen deinen Onkel mir jederzeit peinlich gewesen ist. Er mag sein wie er will, aber er ist dein Onkel und ein alter Mann, und darum mußt du ihn ehren und lieben."

„Wir lieben und ehren uns gegenseitig," lachte Anton. Wenn er glaubte, die Mutter durch diese leicht hingeworfenen Bemerkungen zu beschwichtigen, so irrte er sich. Die Mutter benutzte diesen Anlaß, ihm noch eine Menge Ermahnungen zu geben, und als sie sah, daß ihre Worte, wie so oft, in den Wind gesprochen waren, begab sie sich schweigend und traurig in ihr Schlafzimmer, ohne ihn noch einmal anzusehen.

Anton hatte trällernd zugehört, trällernd ging auch er zu Bett. Eine Weile war er still, dann tat er plötzlich einen Sprung vom Bett bis zum Nebenzimmer, wo seine Eltern schliefen, trat sachte an das Bett der Mutter und sagte mit bittender Stimme: „Mütterchen, ich kann nicht einschlafen, sei wieder gut."

Die Mutter richtete sich ein wenig auf: „Aber Anton," sprach sie mit einem Seufzer, „du treibst es auch zu toll." Anton drückte rasch einen Kuß

auf das unter der Haube hervorquellende graue Haar und ging.

Am folgenden Tag verreiste Josef. Der Abschied zwischen Vater und Sohn war kalt. Marie warf sich dem Bruder zärtlich an den Hals und rief unter Tränen: „Schreibe bald, bald und viel, als ob die Mutter noch lebte.“

„Und jetzt leb wohl, Josefli,“ sagte Bäbi, sich mit einem Schürzenzipfel die Augen wischend, „und tue um Gotteswillen recht, und zerbrich dir nicht den Kopf mit studieren, und,“ fügte sie leiser hinzu, „wenn du schlechtes Essen hast, so schreib es der Marie heimlich auf einen Zettel, wir werden dir schon etwas zukommen lassen.“

* * *

Ein Jahr hatte nun Josef seit Abgang von der Schule im Vaterhaus zugebracht, ein trübes Jahr, das selten von einem Lichtblick erhellt war. Traurig stand er an einem Sonntagvormittag hinter dem Haus an den Nußbaum gelehnt und starrte hinaus in die Berge. Unendliche Sehnsucht lag in seinem Blick und in ihm rief eine Stimme fort

und fort: Hinaus, hinaus ins Weite! Goldig lag der Sonnenschein auf den Fluren, goldig umwob er die schneebedeckten Berge, die das Tal einrahmten, und jenseits ließ sich die Welt so schrankenlos weit und frei denken. Ein unsagbarer Druck lag auf ihm; es war ihm, als müsse er die Last abschütteln, die Fesseln sprengen und sich mit der Luft, mit den Sonnenstrahlen ins Unendliche hinausschwingen.

Da knarrte die Hintertüre, Marie trat heraus und näherte sich dem Bruder. „Komm zum Mittagessen," sagte sie, „was hast du wieder, daß du nirgends zum Vorschein kommst?"

„Was habe ich wieder? Der Vater hat wieder einmal eine Szene gemacht."

„Warum?" fragte sie teilnehmend und sah ihm besorgt ins Gesicht.

„Warum? Weiß er es selbst immer? Ich aber weiß es diesmal. Er hat verschiedene Gründe gehabt; zum Beispiel ist die Entscheidung des Prozesses wieder hinausgeschoben worden, und der Brief, der die unliebsame Nachricht enthielt, war an mich adressiert, statt an ihn. Ist das nicht

genug, ihn in üble Laune zu versetzen, die er natürlich an mir ausläßt?"

„Und die andern Gründe?" fragte Marie schüchtern und traurig zugleich.

„Was soll ich sie dir alle aufzählen? Unter anderem habe ich vergessen, die große Wiese zu bewässern."

„In Gottesnamen, Josef, warum hast du wieder vergessen, die große Wiese zu bewässern? Tut es dir nicht weh, daß sie so rot und kahl aussieht, statt mit üppigem Graswuchs bewachsen zu sein, wie die Nachbarswiesen? Du solltest an der Wirtschaft doch ein wenig mehr Freude haben."

„Ich habe keine Freude, überall nur Handlanger zu sein. Was nützt mir alles, was ich in der landwirtschaftlichen Schule gelernt habe, wenn ich nichts anwenden darf?"

„Das ewige Lied! Sei jetzt nicht störrisch und komm zum Mittagessen. Nachmittags kommt der Advokat, da mußt du dabei sein; du weißt, er verhandelt lieber mit dir, als mit dem Vater."

Ein schwaches Lächeln flog über Josefs Züge.

„Und das ist ein Grund, den Vater in bessere

Stimmung gegen mich zu versetzen, nicht wahr?"

„Der Vater will nun einmal respektiert sein, und du solltest tun, als ob du deine Meinung nur so nebenher sagtest und nicht den Hausherrn spielen wolltest."

„Und du willst mir wieder eine Predigt halten," erwiderte Josef gereizt. „Aber weißt du, was ich endlich tun will? Ich überlasse euch eure große Wiese und euern Prozeß und räume das Feld. Ich gehe in die weite Welt und lasse nichts mehr von mir hören."

Marie senkte den Kopf und sah schweigend zu Boden. Als sie die Augen aufschlug, perlten große Tränen darin. Sie faßte den Bruder sanft bei der Hand und sagte mit einem Seufzer: „Armer Josef."

„Ich bin noch nicht weg," erwiderte er, plötzlich entwaffnet, „du weißt, wenn Wünsche Taten wären, wäre ich längst über alle Berge. Bis jetzt habe ich ausgeharrt, was noch werden mag, weiß Gott allein."

„So komm," erwiderte Marie in erleichtertem Ton. „Wirf jetzt alles andere von dir und denke

an den Prozeß; nun gilt es, den Kopf oben behalten."

„Wer die Suppe eingebrockt hat, soll sie auch aufessen," sagte Josef, folgte aber doch ohne längeres Widerstreben der voranschreitenden Marie. „Aber, Marie," rief er plötzlich, indem er sie mit einem Ruck zum Stehenbleiben zwang und mit einem verwunderten Blick von oben bis unten musterte. „Was soll die Maskerade?"

„Ach so," sagte sie, sich kerzengerade aufstellend und die Arme ausbreitend, damit er sie besser in Augenschein nehmen könne und durch ihre betrübten Mienen schimmerte ein munteres Lächeln. Ihre zarte Gestalt steckte in einem Kleid von unbeschreiblicher Farbe und Form, das vor etwa zwanzig Jahren ihrer kränklichen Mutter zu einer Badereise gedient hatte. „Das hat einmal sein müssen; Bäbi hat mich mit diesem Staatskleid so lange geplagt, bis ich es habe anlegen müssen. Sie und der Vater wollen nun einmal nicht, daß ich hinter den Töchtern des Doktors zurückbleibe und zu dem Zweck muß ich mich manchmal als Vogelscheuche hergeben. Der Vater meinte auch,

heute schicke es sich gerade recht, da der Advokat kommt; es sei gut, daß man ihn manchmal daran erinnere, mit was für Leuten er es zu tun habe. Das Kleid habe vor vielen Jahren hundert Franken gekostet, und das merke man ihm auch an."

„Lege es ab, Mariechen, lege es ab, bevor der Advokat kommt, sonst laufe ich davon," mahnte Josef.

„Verliere kein Wort mehr darüber," sagte sie und zog ihn in die Stube, wo die Hausgenossen ihrer warteten. Sie setzten sich mit dem Gesinde zu Tisch. Wie nach einem Gewitter die Luft rein und der Himmel blau erscheint, so zeigte sich heute auf des Vaters Gesicht eine verhältnismäßige Heiterkeit, die sich nach und nach auf den andern widerspiegelte. Man rühmte das Kleid Mariens und sprach von Haus und Feld mit Vermeidung der großen Wiese. Josef verhielt sich schweigend. Als gegessen war, verkündete der Vater, hauptsächlich gegen die Kinder gewandt, als ob er ihnen etwas ganz neues mitteilte, heute komme der Advokat —, hoffentlich zum letztenmal —, und schärfte Bäbi ein, dafür zu sorgen, daß kein Fremdes die

Stube betrete, wenn er einmal da sei. Über den Stand des Prozesses beobachtete er gegen jedermann strenges Geheimnis; dennoch wußte man, daß der Prozeß, den Peter Bärtschi mit so viel Zuversicht begonnen hatte, eine unerschöpfliche Quelle von Bitternissen für ihn geworden war. Der Vater blieb mit den Kindern in der Stube zurück, der Ankunft des Advokaten harrend. Keines sprach ein Wort. Josef nahm den letzten Brief des Juristen zur Hand und studierte ihn genau durch; Marie ließ sich im entferntesten Winkel der Stube auf einen kleinen Stuhl nieder, und der Vater sah zum Fenster hinaus und schmunzelte vergnüglich vor sich hin. Heute kam der Mann zum letztenmal, den er schon tausendmal ins Pfefferland gewünscht hatte. Peter war dem Advokaten abgeneigt, wie allen Menschen, in denen er Überlegenheit anerkennen mußte. Dazu hatte er im Anfang ihres gegenseitigen Verkehrs manchen unliebsamen Auftritt mit ihm gehabt. Er, der gewohnt war, das Dorf mit Kniffen und Pfiffen zu regieren und die einzelnen jederzeit seine Machtstellung fühlen zu lassen, mußte erleben, daß an

der Geradheit dieses Mannes alle seine Künste abprallten. Überdies kam das Gefühl der Abhängigkeit hinzu. Der Prozeß hatte im Laufe der Zeiten so verwickelte Wendungen genommen, daß seine Fassungskraft dem Verlauf nicht mehr folgen konnte. Er mußte schweigend zuhören, wenn der Advokat Josef den Stand der Dinge erklärte und mit Fremdwörtern um sich warf. Und dennoch fühlte er, daß er ihm unentbehrlich geworden war und den Prozeß glücklich durchführen würde. Darum machte er zu guter Letzt gute Miene zum bösen Spiel, ließ ihn mit Josef verhandeln und entlud gelegentlich seinen Zorn auf des letztern unschuldiges Haupt. Der Verkehr zwischen dem Advokaten und Josef hatte sich mit der Zeit freundlich gestaltet. Der Advokat wohnte im naheliegenden Städtchen, und wenn etwas neues zu berichten war, kam er oft selbst. Oft ruhte sein Blick nachdenkend und wohlwollend auf dem bleichen Gesicht des Jünglings, das immer etwas Gedrücktes, Mutloses hatte, und schweifte dann mit einem unverhohlenen Ausdruck der Abneigung zum Vater hinüber. Halbe Andeutungen, leise Klagen Josefs

hatte er stets teilnehmend entgegengenommen, und in ebenso halben Andeutungen zur Geduld, zur Ausdauer gemahnt. — Noch viel öfter und wohlwollender ruhte sein Blick auf Marie.

Ja, heute kam der Advokat zum letztenmal, der Prozeß war nach Peters Ansicht so gut wie gewonnen, wenn auch das Urteil noch nicht gesprochen war. Nun konnte man ihn abschütteln, ihn demütigen, ihm eine Rolle Geld in die Hand drücken, wofür er danken mußte.

Und zum Schluß, wenn er mit einem gewissen Antrag herausrückte, wie Bäbi behauptete — Peter schmunzelte vergnügt vor sich hin — das wäre das schönste, dann würde er natürlich abgewiesen, denn an einen Habenichts gab Peter seine Tochter nicht hin — dann ging der hochmütige Herr mit einem Korb nach Hause, und Peters Triumph war vollständig.

Mit ganz andern Empfindungen erwartete Bäbi den Advokaten. Ihr war der schöne, junge Mann, der selbst gegen Bäbi immer freundlich und leutselig war, ans Herz gewachsen. Sie selbst hatte dem Vater über das Benehmen des Advokaten

in bezug auf Marie die Augen geöffnet. Das erstemal, als der Advokat ins Haus gekommen war, stand Marie unter der Haustüre und hielt eine Gartenhacke in der Hand. Der Advokat hatte sie lange wie in Verwunderung angestarrt, dann hatte er sehr freundlich „Guten Tag, Jüngferchen" gesagt. Am folgenden Sonntag traf er sie in der Stube in ihrem schwarzen Konfirmationskleid, mit einem Buch in der Hand. Und er sagte: „Guten Tag, mein Fräulein, störe ich Sie vielleicht?" Das drittemal war er zu ihr unter den Nußbaum getreten und hatte sich lange mit ihr unterhalten, und zuletzt hatte er, Bäbis Ohr ganz vernehmbar, gesagt: „Also der Herr Pfarrer ist Ihr Onkel? Das freut mich sehr, sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir." So war es fortgegangen in Blicken und Worten, bis die Sache handgreiflich geworden war. Nun gab er ihr nämlich jedesmal die Hand, wenn er kam und ging. Nach diesen Wahrnehmungen hielt es die treue Magd für Pflicht, den Vater auf das Kommende aufmerksam zu machen, damit es ihn nicht unvorbereitet treffe.

Peter fuhr auf: „Tralari, weißt du auch, daß der Advokat keinen Rappen hat?“ Bäbi hatte das erwartet. Bei sich dachte sie: „Wenn er auch nichts hat, so hat sie desto mehr, und bei so einem feinen Herrn muß ganz anders zu leben sein, als bei einem Peter. Marie soll ein besseres Los haben als ihre Mutter.“

Als der Advokat endlich eintrat, wurde er auf das freundlichste begrüßt. Nur Marie, die ihm sonst in unverhohlener Freude entgegeneilte, stand diesmal zögernd auf und zog sich gleich wieder in ihren Winkel zurück. Der Advokat stattete seinen Bericht ab; er schien nicht so fließend zu sprechen wie gewöhnlich. Josef fragte dieses und jenes; er gab zerstreute Antworten. Dennoch war er in bester Stimmung, ja, er schien förmlich in sich hinein zu lachen. Peter fragte scharf: „Schließlich werden wir den Prozeß gewinnen?“

„Gewiß,“ erwiderte der Advokat leichthin.

„Dann wird auch der Urteilsspruch bald erfolgen.“

„Er wird erfolgen, wenn seine Zeit da ist.“

Peter merkte, daß der Advokat nicht recht bei der Sache war. Es ärgerte ihn, und doch hatte er

eine Freude dabei. Heute flossen dem Advokaten die Worte nicht vom Munde, wie das Wasser von der Brunnenröhre; heute konnte er auch mitsprechen, und er fing an, auseinanderzusetzen, wie viel schneller und billiger man durchgekommen wäre, wenn man den Prozeß von Anfang an so und so, statt so und so, eingeleitet hätte. Niemand widersprach, auch der Advokat nicht, ja, er forderte ihn einmal mit einem „und dann?“ zum Weitersprechen auf. „Jawohl,“ sagte er zuletzt, „nun ist es zu spät; aber, Herr Bärtschi, an Ihnen ist ein Advokat verloren gegangen,“ und immer schaute ihm die Freude aus den Augen.

„Marie,“ rief Peter, der sich durch die Anerkennung unwillkürlich geschmeichelt fühlte, „was hockst den ganzen Tag in dem Winkel drüben? Komm her und hole Wein!“

Marie tat, wie ihr geheißen, sie brachte Wein und schenkte die Gläser voll. Der Advokat nahm ihr das Glas vom Teller. „Auf ihr Wohls—“. Die Hand, die das Glas eben zum Mund führen wollte, sank wieder herab und die Hälfte des Weines floß ihm über den Ärmel. „Aber ich bitte

Sie, in was für einer Tracht stecken Sie denn heute?" rief er in höchster Verwunderung aus. Marie stammelte ein paar unverständliche Worte, nahm ihr Taschentuch und neigte sich tief, um seinen Ärmel zu trocknen und ihr Erröten zu verbergen.

„Um des Friedens willen kann man sich einmal lächerlich machen, hat sie mir heute gesagt," erwiderte statt ihrer Josef, mit einem triumphierenden Blick auf den Vater.

„Was lächerlich?" fuhr dieser auf, „was das Kleid gekostet hat, kann ich mich noch erinnern und Bäbi hat gemeint —"

„Ja so," sagte der Advokat, der sich die Sache schnell kombiniert hatte, „Sie sind ein gutes Kind, und in der Tat steht Ihnen das Kleid vortrefflich."

Er trank seinen Wein und schickte sich zum Gehen an. „Wissen Sie was, Fräulein Marie, Sie müssen sich heute in Ihrem Staatskleid den Leuten zeigen. Fahren Sie mit mir und Ihrem Bruder ein Stück weit vor das Dorf, ich erzähle Ihnen eine Neuigkeit."

Josef erklärte, er schäme sich mit ihr in diesem Aufzug zu fahren.

„In diesem Aufzug?“ brauste der Vater auf, „gleich fahre.“ Die Frage war entschieden.

Als die Kinder von der Ausfahrt zurückkehrten, fanden sie den Vater und Bäbi in der Stube in eifrigem Gespräch, welches bei ihrem Eintritt sofort verstummte. Sie setzten sich abseits, flüsterten und kicherten zusammen und schauten verstohlen ein paar Photographien an. „Was habt ihr?“ fragte der Vater barsch.

„Wir wissen etwas Schönes, etwas Freudiges,“ erwiderte Marie, „und ihr dürft es auch bald erfahren, aber heute abend noch nicht, erst wenn der Herr Advokat es erlaubt.“

„Was schwatzest du?“ rief der Vater zornig. „Marie, Marie, ich will nicht hoffen, daß du hinter meinem Rücken —“

Bäbi gab ihm einen leichten Stoß. „Vorsicht, Vorsicht,“ raunte sie ihm zu. Er zündete sein Pfeifchen an und verließ die Stube. Als er weg war, wandte sie sich gleich an Marie: „Gelt Marie, mit einem schönen, feinen Herrn in der

Kutsche fahren, ist etwas Angenehmes. Gelt Marie, wenn du alle Tage so fahren könntest, das wäre!"

„Das würde sich für ein Bauernmädchen nicht schicken," sagte Marie.

„Was Bauernmädchen! Du bist kein Bauernmädchen, wie deine Mutter auch keins gewesen ist. Der Advokat hat es schnell bemerkt. Schau, zu mir selbst hat er gesagt, hört Bäbi, hat er gesagt, wer hat die Marie erzogen? Ihre Mutter hat sie erzogen, hab' ich gesagt, die die Schwester unseres Herrn Pfarrers gewesen ist, und nachher ihre Tante, unsere Frau Pfarrerin. Ja so, hat er gesagt, jetzt verstehe ich. Ja wohl, du ein Bauernmädchen. Solltest probieren, einen Bauern zu heiraten, dann würdest du allerdings nicht in der Kutsche fahren. Marie, würde es heißen, hast du Kartoffeln gesteckt? Marie, hast du die Schweine gefüttert? Marie —."

„Höre auf," sagte Marie ärgerlich. Die Andeutungen, die Bäbi hie und da in bezug auf den Advokaten machte, waren ihr peinlich.

„Gut, gut, ich schweige," sprach Bäbi, mit den

Augen zwinkernd, nahm ihre Näherei zusammen und folgte Peter.

„Marie und Josef lachten nun laut. „Die wird Augen machen.“ „Armes Bäbi,“ fügte Josef nachdenklich hinzu, „sie wünscht es, deswegen glaubt sie es.“ Nun hielten sie die zwei Photographien näher an das Licht. „Also ich soll ihr gleichen?“ sagte Marie nach einer Pause, „aber diese ist viel schöner, nicht wahr?“

„Josef betrachtete abwechselnd die eine Photographie, die ein junges Mädchen darstellte, und die Schwester. Marie war in ihrer Entwicklung etwas zurück. Trotz ihrer siebzehn Jahre fingen ihre Formen erst an, sich zu runden. Ihre Hände waren sehr weiß und schmal und bestätigten die Behauptung Bäbis, daß sie kein Bauernmädchen sei. Die Züge waren kindlich klar, und nur in den dunkelgrauen Augen, die jetzt mit dem Ausdruck innigster Freude auf den Photographien ruhten, war etwas, das noch der Deutung harrte. Josef teilte die Ansicht der Schwester wahrscheinlich nicht, denn er gab keine Antwort.

* * *

Bald darauf meldete der Advokat Josef durch eine Karte, er komme am nächsten Tag, und zwar nicht allein. Er kam und in der Tat nicht allein. Neben ihm im Chaischen saß eine junge Dame. Marie, die den Besuch erwartete, hatte sich sorgfältiger als gewöhnlich gekleidet und stand vor der Haustüre, als das Chaischen den engen Weg heranpolterte. Als der Advokat ihrer ansichtig wurde, schwenkte er den Hut.

„Nein aber," rief Bäbi, zur Tür hinausschauend, „wen hat er bei sich?"

„Seine Braut."

„Seine —?"

„Braut."

Bäbi ließ die Arme schlaff zur Seite niedersinken, der Atem versagte ihr einen Augenblick, aber sie behielt so viel Geistesgegenwart, aus dem Weg zu gehen. Der Vater, der zum Fenster hinausschaute, hörte das Wort und das Pfeifchen entfiel seinem Mund.

Der Advokat sprang vom Wagen und hob die junge Dame zärtlich heraus. Dann reichte er Marie herzlich die Hand und sagte: „Nun, liebe

Marie, da habe ich endlich meine Amalie." — Marie hatte mit Bangen und Zagen an diesen Augenblick gedacht. Sie hatte sich auch zum Voraus besonnen, wie sie das Fräulein bewillkommnen wollte. Nun war alles weg. Sie reichte ihr die Hand und sagte etwas verwirrt: „Seien Sie herzlich willkommen. Also Sie sind die Fräulein Blumau, die mir so sehr gleichen soll?" Sie erschrak aber förmlich über ihre Worte, als sie die feine, zarte Gestalt mit dem Rosengesicht und den langen, blonden Locken besser in Augenschein nahm. „Aber, Herr Advokat," rief sie voll Verwunderung aus, „wo haben Sie denn die Augen? Sie ist ja tausendmal schöner."

Das Fräulein sah lächelnd auf ihren Verlobten; in den jugendlichen Zügen spiegelte sich ein unverhohlener Triumph, der Ausruf kam von Herzen. „Kommst du ins Haus, liebe Amalie, oder ziehst du einen Spaziergang mit Fräulein Marie vor?" fragte er. „Drinnen dürfte es langweilig werden, wir haben über den Prozeß zu verhandeln."

Amalie hatte das Füßchen schon auf die Schwelle gesetzt, aber rasch zog sie es zurück, raffte ihr blau-

seidenes Gewand auf und legte ihren Arm in den Mariens. „Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, möchte ich wohl diesen reizenden Weg, der in jenes Wäldchen führt, hinaufgehen," sagte sie. Marie wandte sich gegen dan Wald. Während sie auf die kleine, fein behandschuhte Hand niedersah, die auf ihrem Arm ruhte, besann sie sich wieder mit tausend Ängsten auf ein passendes Gespräch. „Es ist wohl gut, daß Sie sich endlich bekommen haben, vier Jahre warten ist schwer, wenn man sich so lieb hat," sagte sie.

Es war gut, daß sie auf den Handschuh sah und nicht auf das vor Verlegenheit und Unwillen errötende Gesichtchen an ihrer Seite, sonst wäre ihr wohl der Mut vergangen, weiter zu sprechen. „Wer hat Ihnen dergleichen erzählt?" fragte Amalie Blumau in keineswegs freundlichem Ton. „Der Herr Advokat selbst. Als er Josef und mich einlud, mit ihm zu fahren, und er uns voll Glückseligkeit seine Verlobung mitteilte."

Der unwillige Ausdruck in Amaliens Gesicht wich einem Lächeln. „Sie haben wohl viele Vertraulichkeiten mit ihm?" fragte sie.

Marie fühlte den sonderbaren Ton dieser Worte nicht heraus. „O ja,“ erwiderte sie, „er hat mir auch erzählt, warum er mich so gern hat. Sie sollen wissen, er war mit mir immer wie ein Bruder zu seiner Schwester, doch Sie wissen es ja selbst.“

Amalie nickte, ihr Blick ging prüfend über Maries schmächtige Gestalt und blieb auf deren Zügen haften. Ihre Augen blitzten bei dieser Entdeckungsreise lustig auf.

„Ich soll Ihnen ja gleichen,“ fuhr Marie fort, „welcher Einfall vom Herrn Advokaten, aber eben darum war er immer so freundlich gegen mich. „Liebe Marie,“ sagte er oft, „bleiben Sie immer so munter und froh, wie Sie jetzt sind, und er wurde jedesmal traurig, wenn er das sagte.“

Amalie wurde plötzlich weich. Die vier Prüfungsjahre ihres Liebelebens standen vor ihr. Wie hatte der Geliebte um sie ringen und kämpfen müssen, was mochte er alles gelitten haben, was sie nicht einmal erfahren hatte. Da stand das Kind, von dem er ihr manchmal erzählt hatte, das sie in geheimer, törichter Eifersucht gehaßt hatte, und

erzählte in treuherzigem Tone von seiner Liebe zu ihr. Sie nahm das Mädchen bei der Hand und setzte sich mit ihm auf den Rasen. Sie ließ sich erzählen, was sie gern hörte, und hätte wahrscheinlich bis in den Abend hinein gefragt und gehört, wenn Marie sie nicht daran erinnert hätte, daß es wohl Zeit sei, zurückzukehren.

Zu Hause angelangt, sah sie, daß der Vater sich in zorniger Aufregung befand. Er brauchte Ausdrücke, über die sie vor der jungen Dame eine tiefe Beschämung empfand. Josef saß abseits und folgte aufmerksam den Auseinandersetzungen des Advokaten, die offenbar nur die Wiederholung von schon gesagtem waren.

„Das läßt sich nun nicht ändern," gab dieser auf die heftigen Äußerungen Peters zurück. „Es ist allerdings ein unangenehmer Zwischenfall, daß im Gemeindearchiv die Schrift aufgefunden wurde, durch welche Ihr Recht auf das Buchenwäldchen wieder fraglich erscheint."

„Die Schrift, die Schrift," rief Peter, „habe ich nicht auch eine Schrift? Oder gilt sie nichts mehr?"

„Freilich gilt sie. Ich halte die andere sogar nur

für eine Kopie der Ihrigen, die mit Zusätzen und Verdrehungen voll gespickt ist, und keine Gültigkeit haben kann. Dies zu beweisen ist nun meine Aufgabe."

Peter schien für einen Augenblick befriedigt. Dann fragte er mit erneuter Heftigkeit: „Und wer ist der Schlingel, der diese Schrift aufgestöbert hat?"

Der Advokat lächelte. „Den Namen des Greises nenne ich Ihnen nicht, der sich plötzlich erinnerte, vor vielen Jahren im Gemeindearchiv etwas über das Buchenwäldchen gelesen zu haben. Er machte den Vorsteher darauf aufmerksam, dieser suchte und fand die Schrift. Dagegen ist nichts einzuwenden."

„Aus Bosheit, aus Haß gegen mich hat er die Schrift gesucht. Man sollte ihn hängen, man —"

„Das würde wenig nützen, die Schrift ist nun einmal vorhanden. Aber beruhigen Sie sich, der Prozeß ist darum nicht verloren, Ihre Ansprüche sind klar."

„Also machen Sie rasch vorwärts," sagte Peter barsch.

„So rasch als möglich," erwiderte der Advokat

kühl, „aber ich wiederhole, daß die Entscheidung nun für lange Zeit hinausgeschoben ist.“

„Das lasse ich mir nicht gefallen, ich will sogleich zu meinem Recht kommen.“

„Gewiß, Vater,“ sagte Josef beschwichtigend, „aber dem Gesetz muß man sich fügen.“

„Allerdings,“ bestätigte der Advokat. „Und, Herr Bärtschi, wenn ich Ihnen einen Rat geben kann, so sprechen Sie Ihre Absicht, das Wäldchen auszuroden, wenn Sie einmal ganz darüber verfügen können, nicht so öffentlich aus. Die Sage von der Rüfe ist dadurch im Volk wieder erwacht und damit die Furcht, das Ereignis könnte sich wiederholen. Es heißt, ein Geologe habe die Ansicht ausgesprochen, der Wildbach sei vor etwa tausend Jahren durch das Wäldchen und zwischen Altdorf und Neudorf dem Talstrom zugeflossen.“

„Das sind Narrenspossen,“ brauste Peter auf, „Was weiß so einer; hat er vor tausend Jahren gelebt?“

„Für heute Schluß,“ wandte sich der Advokat an Josef, „ich bitte anspannen zu lassen.“

Josef und Marie atmeten auf. Peter hatte ein

großes Bedürfnis nach Luft, denn es würgte ihn im Hals, auch konnte er den Anblick seines Quälgeistes, wie er den Advokaten manchmal nannte, nicht länger ertragen und ging selbst das Geschäft besorgen. Auch der Advokat war herzlich froh, daß die Unterredung vorüber war und wandte sich wieder freundlich an die Geschwister. Er war erstaunt, seine Braut, die von der Geschäftssache keine Notiz genommen hatte, gegen Marie so freundlich gestimmt zu sehen. Sie war nicht gern hierher gekommen, sie begriff sein Interesse für das Mädchen nicht; nun lud sie sie selbst zur Hochzeit ein, die nächstens stattfinden sollte. Sie nahmen herzlichen Abschied voneinander. Peter kam nicht mehr zum Vorschein.

„Wer war die sogenannte Braut, die er heute bei sich hatte?“ fragte Peter beim Nachtessen und unterbrach damit die bange Stille, die während des Mahles herrschte.

„Das unverschämte Ding,“ brach Bäbi los, „sich so herauszuputzen und hat gewiß nichts zu beißen und zu brechen.“

„Sie vermag es schon,“ erwiderte Marie, nicht ohne

Schadenfreude, „sie ist ja die Tochter vom Fabrikanten Blumau, und Ihr wißt so gut wie ich, daß der ein Millionär ist und nur die eine Tochter hat.“

„Ist denn der Blumauer verrückt, daß er so was zugibt?“ sprach Peter.

„Verrückt ist der Blumauer und sollte ins Narrenhaus gesteckt werden,“ ergänzte Bäbi. „Kein rechter Bauer gibt so einem armen Schlucker die einzige Tochter. Mir hätte der Advokat mit solchen Zumutungen kommen sollen, wo ich statt der Mutter ein Wort mitzusagen habe; er hat sich zwar lang an mir herumgestrichen — doch ich will schweigen.“

Sie schwieg aber lange nicht, bis Marie sagte: „Jetzt höre auf, Bäbi, du weißt, daß der Advokat nicht ein armer Schlucker ist, sondern ein hochgeachteter Mann.“

Josef hatte an der Unterhaltung nicht teilgenommen. Jetzt erhob er den Kopf und sagte: „Was geht uns seine Verlobung an? Für uns ist die Schrift wichtiger, die im Gemeindearchiv aufgefunden worden ist.“

Der Vater horchte auf. „Recht hat der Josef,“ rief er,

„und ich hätte ihm nicht so viel Verstand zugetraut.“ Josef war so wenig an Anerkennung von Seite des Vaters gewohnt, daß ihm diese Bemerkung wie ein Lob klang. „Vater,“ erwiderte er, „wir wollen wegen dieser Schrift nicht verzweifeln; bedauerlich ist nur, daß der Ausgang des Prozesses dadurch verzögert wird. Gewinnen werden wir ihn. Das Recht steht auf unserer Seite, und es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn uns das Buchenwäldchen nicht bedingungslos zugesprochen würde.“

„Bedingungslos,“ wiederholte der Vater. „So will ich es haben. Unsere Schrift mit der Unterschrift meines Urgroßvaters, des Gemeindevorstehers und dem Gemeindesiegel erklärt klipp und klapp, Josephus Bärtschi sei Eigentümer des Waldes; er gewähre der Gemeinde die Vergünstigung, daß ihre Armen Reisig auflesen dürfen, aber nicht, daß es gestattet sei, große Äste wegzutragen oder gar Holz zu schlagen, wie es jetzt geschieht unter dem unverschämten Vorwand, Wälder seien Gemeingut. Diese Mißstände will ich abschaffen, und deswegen prozessiere ich ja.“

„Recht hast Vater," sprach Josef, „mir ist an dem bißchen Holz nicht so viel gelegen, aber daß manche frech zugreifen und dabei behaupten, der Wald gehöre der Gemeinde, das wurmt mich. Das Buchenwäldchen gehört uns und abermal uns, und dafür wollen wir uns wehren und, wenn es sein muß, alles einsetzen, was wir haben."
Während Josef so sprach, verschwand der weiche Zug um seinen Mund, der an die Mutter und den Bruder erinnerte, und es trat etwas in sein Gesicht, das ihn dem Vater ähnlich machte.
Bäbi räumte ab und trug die Teller in die Küche. Nach einer Weile folgte ihr Peter, und die Kinder hörten, daß sie sich draußen zankten. Worte wie „dummes Bäbi — noch einmal führst du mich an — Heiratsstifterin — Kupplerin —" drangen an ihr Ohr.
„Hörst?" lachte Josef, „draußen wird über die Verlobung weiter verhandelt."
„Ja," sagte Marie nachdenklich, „ich wollte, wir wüßten nichts von dieser Verlobung. Ich habe jetzt deswegen auch eine Sorge. Hast heute nicht gehört?"

„Was.“

„Ich bin zur Hochzeit eingeladen und ich will nicht gehen, denn ich fürchte mich; was sagst du dazu?“

„Das wäre dumm.“

Über Nacht legten sich die Stürme des Tages. Man war in Altdorf an dergleichen gewohnt. Die nächste Frage war nun in der Tat, ob Marie die Einladung zur Hochzeit annehmen solle oder nicht. Josef war ganz dafür, Bäbi eiferte dagegen. „Was soll das Kind unter diesen Damen und Herren? Sie schauen auf so ein Bauernmädchen nur von oben herab, wenn es auch zehnmal mehr in der Tasche hat als sie. Überhaupt sollte man sich nie zu weit mit Herrenleuten einlassen. Sie tun schön mit einem so lang es ihnen paßt; paßt man ihnen nicht mehr, so wird man einfach abgeschüttelt. Marie, habe ich immer gesagt, was ist schöner als in einem rechten Bauernwesen neben dem Bauern die Hauptperson zu sein und —“

„Hast du immer gesagt,“ spottete Peter, „Bäbi, du könntest damit noch zehn Jahre warten, denn Marie ist ein Kind. Und ich sage jetzt, daß ich

mich noch besinnen will, ob Marie zur Hochzeit gehen soll und morgen werdet ihr es erfahren." Marie verzog das Gesicht zum Weinen, sie wußte, sie hatte keine Wahl.

Am Abend begab sich Peter ins Pfarrhaus zu seiner Schwägerin, der Frau Pfarrer, die er in ganz Rüfenau allein für gleichwertig hielt und mit der er sich manchmal in wichtigen Angelegenheiten, die seine Kinder betrafen, besprach. Er fragte sie um ihre Meinung wegen der Hochzeit. „Denn," sagte er, „zu Hause kann ich den Advokaten behandeln wie ich will, aber vor den Leuten muß man zeigen, daß man mit ihm gut steht." Die Tante entschied die Frage in bejahendem Sinn. Es traf sich gut, daß auch der Pfarrer eingeladen war. Er war sowohl mit dem Advokaten, als mit dem Fabrikherrn Blumau, mit welchen er oft auf Konferenzen zu gemeinnützigen Zwecken zusammentraf, gut bekannt. Die drei Herren schätzten sich und waren einander wohlgesinnt. Also konnte Marie mit dem Onkel zur Hochzeit fahren und unter seinen Fittichen brauchte sie sich nicht zu fürchten. Die Tante übernahm auch die

Sorge für ihre Toilette. Als Marie dies hörte, war sie mit der Einladung ausgesöhnt und freute sich sogar auf das ungewöhnliche Ereignis. Am Hochzeitsmorgen wurde sie von Bäbi ins Pfarrhaus geleitet, wo die Tante sie unter ihre Hände nahm. Als sie in ihrem weißen Kleidchen, das nur durch eine blaue Schleife und ein Sträußchen Vergißmeinnicht geschmückt war, in den Wagen stieg, sah sie allerliebst aus. Bäbi war voll Bewunderung und ermahnte sie: „Und jetzt, Marie, fürchte dich nicht, du darfst dich neben den andern zeigen. Sprich nur recht laut."

Die Zurückgebliebenen schauten den Davonfahrenden nach, bis sie aus Sichtweite waren, dann sagte Anton keck: „Mutter, heute bin ich in Marie ganz verliebt, ich glaube, sie wird noch ein schönes Mädchen."

Bäbi stürmte wie auf Windesflügeln davon und kaum war sie zu Hause, so rief sie: „Vater, Josef, heute hättet ihr unsere Marie sehen sollen. Wie ein Stadtfräulein sah sie aus, rein wie ein Stadtfräulein; der Anton war schon ganz verliebt in sie. Heute sticht sie alle aus, die Damen werden

vor Neid platzen und die Herren — ich sage nichts weiter."

Marie kam am Abend mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen nach Hause und Bäbi fragte, bevor sie sich noch gesetzt hatte: „War's schön?"

„O schön war es, mein Leben lang werde ich diesen Tag nicht vergessen," rief sie begeistert. „Schon die Fahrt mit dem Onkel, denkt, an einem so schönen Morgen zwei Stunden lang mit ihm fahren! Als wir die Villa Blumau betraten, wurde es mir ein wenig bang. Die breite Treppe war ganz mit Teppichen belegt, und an den Seiten waren Blumenkränze und im Saal fürchtete ich auszugleiten, denn der Boden war glatter als unsere Kommode."

„Erzähle recht oder schweige," schalt der Vater. „Wie seid Ihr aufgenommen worden?"

„Gut, der Onkel trat mit mir vor das Brautpaar hin und sprach etwas Schönes, und der Herr Advokat gab mir die Hand und sagte, der Onkel soll mich zu den Brautjungfern führen, was er tat. Die Fräulein kannten ihn alle, und

als er sagte, ich sei seine Nichte, rückte eine auf die Seite und sagte: „Nehmen Sie Platz," und ich antwortete: „Ja, ich danke" und setzte mich. Der Onkel meinte nachher, das sei recht gewesen. Dann flüsterte das Fräulein noch: „Ein schönes Paar, nicht wahr?" „Ja, und ein gutes," sagte ich. „Kennen Sie denn den Herrn Advokaten?" fragte sie. „O ja," erwiderte ich, „er kommt oft zu uns, weil er unsern Prozeß führt." Der Onkel meinte nachher, das vom Prozeß hätte wegbleiben können, aber es habe auch nichts geschadet."

„Und dann, Marie, hast du auch von uns erzählt?" fragte Bäbi.

„Nichts, ich kam nicht dazu, denn sie schauten alle auf ein Bild an der Wand, und ein Fräulein meinte, das sei eine Nachahmung von Böcklin, und ein anderes, das neben einer deutschen Dame saß, wollte hochdeutsch sprechen und sagte, das sei eine Nachahmung von Böcklein. Einige kicherten, und sie wurde blutrot. Ich merkte, daß sie gefehlt hatte, denn der Onkel, der auch ein Deutscher ist, sagt immer Böcklin, und nicht Böcklein, und ich hatte ein großes Erbarmen mit ihr und —"

„Aber Marie,“ unterbrach sie der Vater, der fast lachen mußte, „hast das Geplapper auf der Hochzeit gelernt?“

„Sie erzählt ja recht,“ wehrte Bäbi ab. „Und, Marie,“ tat sie ganz unschuldig, „waren auch Herren bei der Hochzeit?“

„Ja, und viele, ich saß am Tisch zwischen zwei Vettern vom Herrn Advokaten, es waren zwei feine Herren, einer fünfzehnjährig, der andere siebzehnjährig, gerade wie ich, und schon Student wie Anton. Zuerst sprachen sie gar nichts, ich glaube, sie scheuten sich vor mir; als sie Champagner getrunken hatten, wurden sie lebhaft, und der Student sagte: „Jetzt ist es ganz fidel,“ genau wie Anton. Heute Abend trat er mit einer prächtigen Rose an unsern Wagen und sagte: „Fräulein, darf ich Ihnen eine Rose anbieten, dafür erbitte ich mir Ihr Vergißmeinnichtsträußchen.“ Ich nahm die Rose, steckte sie dem Onkel ins Knopfloch und sagte: „Danke, aber das Sträußchen kann ich Ihnen leider nicht geben, denn ich habe es schon heute Morgen einem andern Studenten, meinem Vetter Anton versprochen.“ Der Onkel meinte

nachher, das von Anton hätte ich lieber nicht sagen sollen, aber es habe am Ende wenig zu bedeuten."

„Marie, schämst du dich nicht, solche Kindereien zu erzählen?" sagte der Vater ungeduldig, „bist ja schon siebzehn Jahre alt."

Aber Bäbi wurde nicht müde zu fragen und Marie zu antworten. Und sie erzählte noch lange von Glück und Liebe, von Sonnenschein, Blumen, seidenen Gewändern, Champagner und schönen Toasten.

Josef hörte aufmerksam zu und meinte zum Schluß: „Es gibt gottlob noch glückliche Menschen und glückliche Verhältnisse, und es ist gut, daß man manchmal davon erfährt."

Marie sah nachdenklich vor sich hin, ein Schatten flog über ihr eben noch freudig erregtes Gesicht. „Jetzt, eine trübe Erinnerung habe ich doch von der Hochzeit heimgebracht. Als wir im Zug zur Kirche schritten, sagte das Fräulein, das neben mir ging: „Dem Bräutigam schaut das Glück aus den Augen; wenn es nur Bestand hat." Und ich erwiderte: „O gewiß hat es Bestand,

warum sollte es nicht?" Und sie sagte: „Haben Sie nicht gesehen, wie dem Herrn Blumau die Tränen aus den Augen stürzten, als die Tochter ihm den letzten Kuß gab? Er wird an seine Frau gedacht haben, die so früh an der Schwindsucht sterben mußte. Und Amalie mit ihren Rosenwangen, wer weiß."

Josef fuhr so jäh in die Höhe, daß der Stuhl hinten überfiel.

„Und jetzt, Josef," sagte Bäbi, „hebe deinen Stuhl auf und sitze ruhig. Siehst, ein Haken ist überall, auch bei den Glücklichen und Reichen."

„Jetzt habe ich an Euerm Geschwätz übergenug, fort ins Bett," befahl der Vater. „Ich bin froh, daß du wieder zu Hause bist, Marie; das Fest ist gottlob vorüber und morgen ist in Altdorf wieder Alltag — Punktum."

* * *

Das Hochzeitsfest war noch das tägliche Gespräch in Altdorf, als an einem trüben Regentag, der die Familienmitglieder an die Stube bannte, eine unbekannte Dame bei ihnen eintrat. Das war

ein Ereignis, das man in Altdorf noch nie erlebt hatte und alle sahen sie fragend an. Die Dame hatte etwas Fremdes an sich, war über die Jugendblüte hinaus und im übrigen weder schön noch häßlich zu nennen. An ihrem einfachen, grauen Reiseanzug hingen Regentropfen, ein Zeichen, daß sie sich vor Wind und Wetter nicht fürchtete. „Bin ich recht gewiesen," fragte sie in korrektem, aber fremd klingendem Deutsch, „ich suche Herrn Peter Bärtschi." Ihre Stimme war etwas tief, der Ton ruhig und bestimmt. Dabei heftete sie einen so ernst forschenden Blick auf Peter, daß er unwillkürlich wegsah.

„Der bin ich, was wünschen Sie?" fragte er.

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von einem Bekannten. Mein Name ist Alice Berton, ich komme aus Amerika, bin selbst Amerikanerin. Entsinnen Sie sich nicht, in Amerika einen Bekannten zu haben?" Alice Berton war sich bewußt, eine große Überraschung bereitet zu haben, denn sie machte nun eine Pause, als ob sie der Familie Zeit lassen wolle, sich zu erholen. „Sie dürfen das kühnste wagen," sprach sie mit Nachdruck. „Doch ich sehe,

Sie haben es ja erraten. Ich bringe Ihnen Nachrichten von Ihrem Sohn Georg."

Unbeschreiblich war der Eindruck, den diese Worte hervorbrachten. Der Verschollene, der Totgeglaubte, der Verlorene, der der Familie so unendliches Leid verursacht hatte, lebte. Er lebte und wagte es, noch einmal eine Kundgebung von sich zu geben. „Mein Sohn Georg lebt? Was tut der Taugenichts?" brachte Peter mühsam hervor. Die bleichen Lippen sprachen den Ehrentitel aus Gewohnheit aus, zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, daß Herz und Kopf diesmal nichts davon wußten. Seine Knie schlotterten und wäre sein Körper zu Ohnmachten angelegt gewesen, so wäre jetzt eine eingetreten; er hielt sich krampfhaft an dem Tisch. „Ihr Sohn ist kein Taugenichts; setzen Sie sich," sagte die Dame in so sonderbarem Ton, daß Peter im Nu gehorchte.

Keines von den Familienmitgliedern schien sobald seine Fassung gewinnen zu können; keines wußte, durfte es sich freuen, oder sollte es sich fürchten. Die Dame faßte Marie bei der Hand und ihre Stimme klang nun sehr wohlwollend, als sie

sagte: „Ich habe Sie alle sehr erschreckt, es tut mir leid, aber es war nicht zu umgehen. Sie, liebes Mädchen, haben keine trüben Erinnerungen an Ihren Bruder, denn Sie haben ihn wenig gekannt; freuen Sie sich, daß Sie ihn gefunden haben, bei den andern wird die Freude nachkommen. Und nun will ich gehen. Ich komme morgen wieder und berichte, was Sie zu wünschen wissen. Vorderhand genügt es Ihnen vielleicht, wenn ich Ihnen sage, daß Georg glücklich und zufrieden und kein Unwürdiger ist.“ Sie wandte sich zum Gehen.

„Dürfen wir Sie bitten, uns gleich näheres zu berichten, wie es dem Bruder geht?“ fragte Josef, dessen Lebensgeister zu erwachen anfingen.

„Ihrem Bruder geht es gut. Seien Sie versichert, er hat sein unstetes Leben aufgegeben, lebt in geregelten Verhältnissen, hat eine Frau, die ihn liebt und zwei gesunde, blühende Mädchen. Morgen mehr.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich die Fremde.

Die aufgeregten Gemüter der Zurückgebliebenen beruhigten sich nach und nach, ja wurden der

Freude zugänglich. Mit Mühe hatten sie die wunderbare Nachricht aufgefaßt; nun aber sie nicht mehr an ihrer Wahrheit zweifeln konnten, gewöhnten sie sich so schnell an die neue Tatsache, daß man sich am Abend verwundert fragte, warum man auf ein unbestimmtes Gerücht hin an Georgs Tod geglaubt hatte.

Peter verstieg sich sogar zum Ausruf: Wenn doch die Mutter die Freude erlebt hätte! Immer wieder mußte ihm Josef die letzten Berichte der Fremden vorsagen: Georg hat sein unstetes Leben aufgegeben, lebt in geregelten Verhältnissen, hat eine Frau, die ihn liebt und zwei gesunde, blühende Mädchen. Dies klang überaus beruhigend und trostreich.

Am Abend brachte Bäbi die Nachricht, die Fremde habe auch die Pfarrersfamilie besucht, sei lange dort geblieben, und als man sie vor die Türe begleitet habe, habe sie allen gar freundlich die Hand geschüttelt. Am nächsten Morgen stürmte Anton in die Stube des Onkels und rief, ohne guten Tag zu sagen: „Wißt Ihr, wer die Fremde ist? Ich glaube es wenigstens. Es ist die Frau

Georgs selbst und sie ist gekommen, um zu spionieren."

„Gewiß, mein liebwerter junger Vetter," ließ sich die Stimme der Fremden vernehmen, die unbemerkt hart hinter ihm eingetreten war. „Ja, ich bin die Frau Georgs," wandte sie sich an das Haupt der Familie, „und mein neugewonnener Vetter hier hat es erraten," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, Anton einen leichten Schlag auf die Schulter versetzend, „ich bin auf Kundschaft hergekommen. Sie werden begreifen, ich muß doch wissen, ob der Vater geneigt ist, den verlorenen Sohn anzuerkennen." Alle standen sprachlos da. „Also, ich bitte um eine bestimmte Antwort," sprach Alice Berton selbst sehr bestimmt und sah dabei Peter Bärtschi fest ins Auge. Und als nicht gleich eine Antwort erfolgte, wiederholte sie: „Also, sind sie geneigt, Georg als Sohn anzuerkennen?"

„O gewiß," stotterte Peter halb erschrocken, halb erfreut, „gewiß soll er wieder mein Sohn sein, wenn er, ja, wenn er nämlich, wie Sie sagen, recht tut."

Josef und Marie aber riefen durcheinander, als sie sich von ihrem Erstaunen ein wenig erholt hatten. „Georg gefunden, welche Freude, welches Glück. Wo ist er, wo bleibt er, warum ist er nicht da?“

Bei diesem unverhohlenen Ausdruck der Freude sah sich Alice Berton befriedigt im Kreise um und antwortete auf die letzten Fragen: „Georg wartet in Basel auf meine Nachrichten und kommt sogleich, wenn ich ihn rufe. Ich tue es nun, denn ich sehe, alle die Seinigen sind ihm günstig gestimmt.“ Eine Weile schwieg sie nachsinnend, dann erhob sie den Kopf mit einer energischen Bewegung und begann wieder: „Vorher will ich mich rückhaltlos aussprechen, denn ich liebe klare Verhältnisse. Nicht wahr, es ist besser, wenn man zum voraus weiß, wie man miteinander steht?“

„Gewiß, gewiß,“ antworteten alle.

„Vor allen Dingen sollen Sie wissen, warum Georg nach jahrelangem Stillschweigen diese Reise nach Europa zu den Seinigen unternommen hat. Wir sind seit fünf Jahren verheiratet, und ich

sage Ihnen aufrichtig, in dieser Zeit erwähnte er seine europäische Familie sehr wenig. Er war ja in Unfrieden geschieden und fühlte sich glücklich und geborgen bei mir. Vor einem Jahr ungefähr hörte er von einem Landsmann, daß seine Mutter gestorben sei. Da erwachte die Kindesliebe wieder in ihm, er wurde von Heimweh gepackt und wollte heim, wie er sagte, obwohl sein Heim bei mir ist."

„O, warum ist er nicht gekommen, während die Mutter noch lebte," rief Marie, „es wäre ihr ein Trost gewesen."

„Schweige, und sprich, wenn man dich fragt," bemerkte der Vater scharf.

Alice lächelte kaum merklich bei dieser Zurechtweisung und fuhr unbeirrt fort. „Ich gestehe, daß ich zuerst mit der Europareise nicht einverstanden war, denn ich befürchtete Enttäuschungen, aber Georg litt am Heimweh wie an einer Krankheit und es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm zu willfahren."

„Und warum hat Georg Sie hier vorausgeschickt?" fragte Peter, der sich wiedergefunden hatte. „Fürchtet er sich?"

„O nein, er ist voll froher Zuversicht. Aber ich selbst“ — Alice schien sich nun doch zu besinnen, ob eine fortgesetzte Aufrichtigkeit wohl angebracht sei. Nach kurzer Pause erhob sie wie vorhin den Kopf mit der ihr eigenen energischen Bewegung und fuhr fort: „Ich selbst hatte meine Bedenken und wollte mich zuerst vergewissern, ob die neue Verwandtschaft und ihre Verhältnisse mir behagten. Dies erklärt auch mein etwas abenteuerliches Hereinfallen in die Familie, wie es sonst ganz und gar nicht meine Art ist, nicht wahr?“

„Dieses Hereinfallen war nicht abenteuerlich, sondern ganz nett,“ erwiderte Anton, als alle schwiegen. „Hätte ich gemerkt, daß die Wiederkehr Georgs nicht erwünscht wäre, so wäre ich verschwunden, wie ich gekommen war, ohne mich zu erkennen zu geben und ich hätte auch Georg veranlaßt, jede Beziehung zu seiner europäischen Familie fallen zu lassen.“

„Sie sind amerikanisch klug,“ sagte Anton.

„Nun bin ich ganz beruhigt, ich kann sagen, daß diese da es mir im ersten Augenblick angetan hat.“

Alice strich bei diesen Worten leise über Maries

Haar. „Und auch Ihre Offenheit, mein lieber junger Vetter, ist mir angenehm. Ich bin froh, daß wir die Reise gewagt haben und schreibe Georg sofort, er soll kommen."

„Ja, er soll kommen, kommen, er soll gleich kommen," riefen Josef und Marie.

Alice schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. „Um unsern gegenseitigen Verkehr zu erleichtern," nahm sie wieder auf, „möchte ich noch ein paar Bedingungen stellen."

„Sprechen Sie nur."

„Also die Vergangenheit Georgs wird zwischen Vater und Sohn nicht mehr erwähnt. Der alte Georg ist tot, der neue ist ein Auferstandener. Ebensowenig werden Erbschaftsfragen berührt. Wir haben unsere Existenz in Amerika, Sie in Europa, wir verlangen nichts voneinander. Und — wir kommen nicht ins Vaterhaus, sondern logieren im Gasthaus. Wir bringen unsre amerikanischen Gewohnheiten mit, ich weiß, wir würden hier nur stören."

„Wie klug und wie voraussehend," rief Anton wieder.

„Sind Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden? Ja?“ antwortete sie für die anderen. „Dann liegt alles glatt. Auf ein frohes Wiedersehen mit Georg und den Kindern.“ Sie war weg.

Die Zurückgebliebenen sahen sich erstaunt und fragend an, bis Peter halb in Bewunderung, halb in Zorn ausrief: „Das ist ein sakrisches Weib, die gefällt mir; Josef, so eine solltest du haben, die würde dir das Sinnen vertreiben.“

Josef sah in die Luft hinaus und sagte langsam: „Ich danke.“

Vater und Tochter nahmen es ernst, Anton lachte laut auf.

Und Georg kam. Zwischen den Familien begann ein täglicher Verkehr, der sich nach dem Projekt Alicens freundlich und korrekt abwickelte. Als Georg zum erstenmal das Vaterhaus wieder betrat, gab ihm der Vater die Hand und sagte, als ob er nicht weiter als vom nächsten Dorf komme: „So, bist da, Georg? Ist recht.“ Auf den Enkelinnen verweilte sein Blick länger, er legte ihnen die Hand auf den Scheitel und murmelte: „Sie gleichen der Großmutter. Ist recht.“ Bäbi

empfing Georg mit einem Schwall von Klagen, daß er nicht früher gekommen sei, um der Mutter die Freude zu machen, und vergoß viele Tränen. Auch er weinte. Vor Marie, die er zum letztenmal als siebenjähriges Kind gesehen hatte, blieb er verwundert stehen und freute sich, daß er eine so große und schöne Schwester habe. Die Brüder machten nicht viele Worte zur Begrüßung, aber schon nach wenigen Tagen fühlten sie die innere Gemeinschaft und wurden ganz vertraut.

* * *

An einem Samstagnachmittag saßen sie unter dem großen Nußbaum, nicht weit vom Haus; das Plätzchen war so still und traut, so recht zur Mitteilung geeignet. Georg erzählte aus seinem Leben. Er schilderte die Welt, von der er einst geträumt, und die, die er in Wirklichkeit gefunden. Die erste kannte Josef; sie war der seinigen sehr ähnlich, und die zweite — ach, die zweite war nicht schön. Georg erzählte ihm seine Lebensgeschichte, zum dritten-, viertenmal, diese langweilige, alltägliche Geschichte. Josef merkte sehr wohl die Ab-

sicht, sie sollte ihm als warnendes Beispiel dienen. So war es in der Tat. Georg, der zehn Jahre älter war als sein Bruder und sich an der Welt die Finger verbrannt hatte, wollte dem unerfahrenen Jüngling die schwere Schule ersparen, die er bis zu seiner Umwandlung durchgemacht hatte.

Georg war in die Welt gezogen, um Freiheit, Selbständigkeit und Glück zu suchen, und hatte als erste Spende — den Hunger gefunden. Wohl! dem war abzuhelfen. Er suchte und fand Arbeit, doch welche Arbeit! Er hatte nichts gelernt und keine ausgesprochenen Fähigkeiten. Er mußte sich mit den rohesten Arbeiten begnügen, er arbeitete eine Zeitlang im Taglohn bei einem Bauern, er, der reiche Bauernsohn. Hier erübrigte er sich so viel, daß er für kurze Zeit ein unabhängiges Leben führen konnte. Er zog nach einer Stadt. Es war ihm wohl im Getümmel. Das Leben umgab ihn wie ein unverstandenes Märchen. Aus dieser bunten Welt mußte wohl etwas Ungeahntes, Unverhofftes an ihn herantreten, er wartete auf das Schicksal. Es kam nichts, wohl aber klopfte nach kurzer Zeit das bleiche Gespenst, der Hunger, wieder

an seine Türe. Er mußte sich abermals zur Arbeit bequemen. Diesmal fand er in einer Gärtnerei Beschäftigung. Hier eröffnete sich ihm eine ungeahnte Quelle des Vergnügens, das Zusammenleben mit den Pflanzen. Er hatte zu Hause wohl ein ähnliches Gefühl empfunden, wenn es im Frühling sproßte und keimte und sich rings um ihn alles zu immer höherem Wachstum entfaltete, aber diese Freude im Verfolgen der Entwicklung einer einzelnen Pflanze hatte er noch nicht gekannt. Er versenkte sich ganz in seinen Beruf und wurde ein tüchtiger Gärtner.

Dies wurde später seine Rettung. Vorläufig hatte er aber ein höheres Lebensziel; er suchte das Glück und mußte es ja finden. Zu rechter Zeit besann er sich, gab seine Stelle auf und zog in eine noch größere Stadt. Er betrachtete sich mit Muße das Leben, um die Spur des Glückes zu erspähen. Fast wollte es ihn bedünken, daß das Durcheinandertreiben der Menschen nichts anderes sei, als eine ununterbrochene Kette von Tätigkeiten. Ob an diesen das Glück hing? Es galt die Hand ausstrecken und nach einem Ring fassen. Er faßte

bald diesen, bald jenen Ring; keiner gewährte ihm das Glück und er hielt keinen fest. Da ging ihm ein Licht auf. Wozu hatte er diesen Drang in die Ferne? Warum quälte er sich in dem abgelebten, verrosteten, philisterhaften Europa, das für alle Mühe, alle Arbeit kaum Brot gab? Winkten doch jenseits der Meere andere Welten. Drei Jahre, nachdem er das Vaterhaus verlassen hatte, schiffte er sich nach Amerika ein. Hier mußte er wieder auf der untersten Stufe anfangen. Er trieb nun im Laufe einiger Zeit verschiedene Beschäftigungen und fand bei keiner Befriedigung. Endlich wurde es ihm klar, solange er arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen, konnte er das Glück nicht finden. Er mußte vollkommen frei sein, und diese Freiheit konnte ihm nur der Reichtum verschaffen. Reich sein, das war nun sein Traum Tag und Nacht. Um diese Zeit geriet er in eine Gesellschaft von Goldgräbern, die von Alaska nach Neuyork gekommen waren, wo er sich eben befand, um sich da auf ihre Weise des Lebens zu erfreuen und, wenn sie mit ihrem Geld fertig waren, wieder dorthin zurückzukehren.

Es brauchte keine große Überredung, ihn zu bestimmen, sich ihnen anzuschließen. Und in Alaska hatte er Glück, so sagten seine Kameraden, unerhörtes Glück, denn eines Tages hielt er einen großen Goldklumpen in der Hand. Nun war er frei, nun war er unabhängig, nun besaß er die Mittel zum Glück. Er kehrte nach Neuyork zurück und suchte es mit fieberhafter Hast. Er glaubte, es gefunden zu haben; er genoß sein Leben, er genoß es bis zur Neige, bis zum Ekel. Als er eines Morgens mit matter Seele, leerem Herzen und siechem Körper erwachte, waren die Mittel zum Glück mit dem Kameraden verschwunden, der in letzter Zeit sein Leben geteilt hatte.

„Nun, das war wirklich Glück, das beste, das mir widerfahren konnte," sprach Georg mit trübem Lächeln, „denn hätte ich das wüste Leben fortgesetzt, so wäre ich an Leib und Seele zugrunde gegangen." Auf die leisen Fragen Josefs, was er denn getrieben habe, gab er immer die gleiche kurze Antwort: „Schwamm darüber, das ist nichts für dich." In den nächsten Tagen des Elends dachte er an den Garten in Europa, wo er die Jagd

nach dem Glücke vergessen hatte, wie an eine stille Oase des Friedens. Es war ihm noch so viel Kraft geblieben, sich aufzuraffen. Er bewarb sich um eine Stelle als Gärtner auf einem abgelegenen Landgut und erhielt sie. Hier fand er Alice. Sie kam täglich in den Garten, um Blumen oder Gemüse zu holen, oder auch nur, um nach den Kulturen zu sehen. Alice lebte als arme Verwandte bei dem Gutsherrn. Sie war in keiner beneidenswerten Lage; im Anfang kümmerte sich niemand um sie, sie war einfach geduldet. Aber sie war tüchtig und arbeitsfreudig und als die Dame des Hauses dies merkte, zog sie sie zur Arbeit heran. Durch ihre Leistungen gewann sie an Bedeutung. Als 28jähriges Mädchen hatte sie sich unentbehrlich gemacht und leitete das ganze Hauswesen. Nun traf es sich, daß dem Gutsherrn eine Erbschaft zufiel und er seiner Neigung, in einer großen Stadt zu leben, folgen konnte. Die Familie siedelte nach Neuyork über und überließ Alice die Aufsicht über das ausgedehnte Gut. Georg, der bis dahin ruhig gesprochen hatte, wurde nun lebhaft und seine Stimme nahm einen freu-

digen Klang an, als er weiter erzählte. „Alice war überbürdet, ich merkte es oft, wenn sie in den Garten kam, und ich half ihr nach Kräften. Es war mir von Nutzen, daß ich in einem Bauernwesen aufgewachsen war, so lebte ich mich rasch in die Landarbeit jener Gegend ein und konnte die Arbeiter überwachen. Alice kam oft und öfters. Ihr Jugendleben war öde, freudlos und liebeleer gewesen, das meinige bewegt, abenteuerlich und voll Irrungen. Ich wagte es und sagte es ihr einmal. Sie nahm sich meiner an, unter ihrer Obhut genas ich moralisch und physisch und fühlte mich unbeschreiblich wohl. Und eines Tages fanden wir uns für das ganze Leben. Wir blieben auf dem Gut, denn der Besitzer, der es nie geliebt hatte, bot es uns zum Kauf an. Wir machten ein sehr gutes Geschäft und —"

„Und das Glück?" unterbrach ihn Josef, der Georgs Aufsteigen zum Wohlstand mehr als genügend kannte.

„Nun ja," erwiderte Georg, „der Traum vom Glück war ausgeträumt, ich dachte nicht mehr daran. Aber als am letzten Neujahr meine Alice

mir mit den Mädchen entgegentrat, die Kleinen ihren Neujahrswunsch stammelten und die Mutter freundlich fragte: Nicht wahr, lieber Georg, wir sind recht glücklich, da stimmte ich aus vollem Herzen bei. So ist es, Josef," schloß der Bruder, „ich habe mein Glück gefunden in einem arbeitsvollen, pflichtgetreuen Leben und in den kleinen Freuden der Familie."

In diesem Augenblick kam Georgs älteres Töchterchen heran und plapperte englisch. Josef verstand, daß es den Vater aufforderte, mit der Mutter spazieren zu gehen. Der Vater hob das Kind in die Höhe, herzte es und ging mit ihm rasch von dannen.

Josef warf sich ins Gras, die Sonne warf goldene Strahlen durch die Zweige des Nußbaumes; das Licht tat ihm weh, er schloß die Augen. Das war also die Welt? Das war der Preis, um den ein junges, heißes Herz gerungen? Georg hatte unter tausend Kämpfen und Schmerzen gewonnen, was er früher verschmäht hatte, ein ländliches Heimwesen und eine ländliche Beschäftigung, dazu eine Frau, die einige Jahre älter war als er und

ihn beherrschte, und zwei Kinder. Und diese Schätze hatte er nicht einmal durch eigene Kräfte errungen, sondern durch die Gunst des Schicksals. Und Georg war glücklich! Nein und tausendmal nein. Das war nicht Glück, das war ein Sichbescheiden nach einem zermürbten Leben. Nein, dieses Glück wünschte sich Josef nicht. Welches denn? Unbestimmte Bilder zogen an ihm vorüber, keines schälte sich zur Klarheit heraus.

* * *

Die Zeit, die Georg zu seinem europäischen Aufenthalt bestimmt hatte, war bald vorüber. Er hatte seine Jugendgenossen wieder gesehen; alle waren ihm freundlich entgegengekommen, wußte man ja, daß er Vernunft angenommen hatte und recht tat. Er hatte auch alle Plätzchen aufgesucht, wo er als Kind gespielt und hatte sich mit seiner Familie besonders gern im Buchenwäldchen aufgehalten. Der schönste Punkt, das Maiensäß des Vaters war etwas entfernt und sollte zuletzt, kurz vor der Abreise an die Reihe kommen, damit man die Erinnerung frisch nach Amerika mit-

nehmen könne. Peter war stolz auf dieses Berggut, das weit und breit seinesgleichen suchte und freute sich, es Alice zu zeigen. „Denn," sagte er zu Georg, „sie soll wissen, daß man nicht nur in Amerika schöne Güter besitzt, sondern auch bei uns. Und, Georg, tue nur nicht so bescheiden deiner Frau gegenüber; sie war ja ein armes Mädchen, das der Gutsherr um Gotteswillen annahm; du bist der Sohn von Peter Bärtschi von Rüfenau. Wer hat die Ehre?"

Alljährlich wurde zu Lebzeiten der Mutter die Pfarrersfamilie in das Maiensäß eingeladen und Marie wollte, daß an diesem Brauch festgehalten werde. An einem Morgen früh machten sie sich auf den Weg, die Pfarrersfamilie, die Familie Bärtschi mit Einschluß Bäbis und ihrer Nichte Waldsusi, so genannt, weil sie weit oben im Tannenwald wohnte. Sie war ein hochgewachsenes Mädchen mit kräftigen Gliedern und einem rosigen Gesicht, aus welchem ein paar nußbraune Augen mit der Fröhlichkeit und dem Lebensmut der Jugend blickten. Waldsusi wurde immer zur Aushilfe zugezogen, wenn Bäbi die schweren

Pflichten der Hausmutter und Köchin zugleich zu erfüllen hatte. So munter sie sonst war, heute hielt sie sich abseits, nicht nur, weil sie einen schweren Korb mit Lebensmitteln zu tragen hatte, als hauptsächlich weil sie sich vor den Amerikanern scheute, denn sie war gewohnt einsam zu sein.

Nach der zweistündigen Wanderung rasteten die Ausflügler im Maiensäß, wo und wie sie wollten, bis der Mittag alle unter einer mächtigen Tanne zum Mahl vereinigte. Pfarrer Tauer gab während des Mahles, wie jedes Jahr, seine aufrichtige Bewunderung für das herrliche Maiensäß und die wundervolle Aussicht kund. Es war allerdings schön hier oben. Der etwas vorgeschobene, hochgelegene Platz bot einen ungehemmten Überblick über das Tal, das in goldigem Mittagsglanz zu ihren Füßen lag. Im Talgrunde wechselten Wiesen und Felder mit Obstwäldchen ab, aus welchen hie und da ein spitzer Kirchturm das Vorhandensein eines Dörfleins verriet. Rüfenau aber dehnte sich auf einer erhöhten Terrasse breit und behaglich aus, als ob es wüßte, daß es den Vorrang vor den kleineren Besiedelungen hatte.

Man sah auch Altdorf, das am tiefsten lag. Der Pfarrer wandte sich an Alice. „Siehst du," sagte er, als ob sie es noch nie gehört hätte, „der Grund vor Altdorf und die Matte, die sich hinter dem Haus gegen den Tannenwald hinaufzieht, gehören deinem Schwiegervater, ist das nicht ein herrlicher Sitz?"

Peter schmunzelte vergnügt und schob dem sonst nicht beliebten Schwager eine große Schüssel Rahm zu.

Alice erwiderte nichts, sie ließ den Blick weiter hinauf schweifen über Baumgärten, Äcker und Tannenwälder, bis da, wo die Vegetation aufhörte und über einem Schneefeld nackte Felsenspitzen in das Blau des Himmels tauchten.

„Nicht war," nahm der Pfarrer, ihrem Blick folgend, wieder auf, „es ist ein schönes Tal? Nirgends habe ich großartigere Berge gesehen."

„Ja," erwiderte Alice, „aber ich sage aufrichtig, auf die Länge haben diese Felsenwälle, die uns von der übrigen Welt scheiden, für mich etwas Bedrückendes. Meine Töchterchen fürchteten sich anfangs förmlich vor den Bergen; sie glaubten nicht

anders, als daß sie wie ihre Würfelbauten zusammenstürzen und sie darunter begraben würden."

„Ein Land ohne Berge ist nichts," entschied Peter, „wo sollen denn die Kühe weiden, wenn keine Bergmatten sind?"

„O, was das anbetrifft, auf unserm Gut ist noch viel unbebautes Land, wo sie sich herumtreiben können," sprach Alice, in der Meinung ihrem Schwiegervater etwas erfreuliches zu sagen, „aber das soll jetzt anders werden, durch Drainage werden wir noch eine große Landstrecke gewinnen und unsere Herde von dreißig auf fünfzig Kühe vermehren."

„Irrst du dich nicht, Alice?" fragte Peter gar nicht erfreut. „Sind es nicht etwa Schafe, statt Kühe? Ich habe deren zwölf, nur zwölf, aber es braucht viel Feld zu ihrem Unterhalt."

„Amerika hat für das Land einen andern Maßstab."

„Aber die Rasse, liebe Alice," bemerkte jetzt der Pfarrer, „kann sich denn eure Rasse mit der schweizerischen messen? Sieh dort die Kühe deines Schwiegervaters, diese Prachtstiere mit ihrem

kräftigen und doch geschmeidigen Bau, mit dem feurigen und doch klugen Auge."

„Ja, sie sind von ehrenwerter Rasse, fest und schwer, die unsrigen sind kleiner, zierlicher und ihre Hörner sind anmutiger geschweift."

„Anmutiger geschweift?" lachte Peter, „dann sind es Ziegen."

Es war gut, daß das Mahl zu Ende war, denn allen war es bei dieser kleinen Wechselrede unbehaglich geworden. Sie erhoben sich rasch und zerstreuten sich da und dorthin. Georg nahm Alice beiseite und sagte ihr, daß sie beim Vater den empfindlichsten Punkt, den Stolz auf seine Landwirtschaft, getroffen habe. Es tat ihr aufrichtig leid und sie hoffte, ihren Fehler noch gutmachen zu können. Am Abend saßen sie wieder beisammen bei den Küchenkünsten Bäbis. Peter, der sich unter dem freundlichen Zuspruch Maries besonnen hatte, daß es nicht vom Übel sei, wenn Georg fünfzig Kühe besitze, setzte sich zu ihnen und seine Empfindlichkeit schien vorüber zu sein.

Das Tal lag schon im Schatten und die Schlucht ihnen gegenüber, in welcher der Wildbach nieder-

brauste, um sich nach kurzem Lauf in den Talstrom zu ergießen, gähnte ihnen wie ein schwarzer Riesenrachen entgegen. Aber das Buchenwäldchen, das sich hoch über der Schlucht befand, stand noch im Licht. „Seht, seht," rief Alice, die sich liebenswürdig erzeigen wollte, „die Sonne funkelt wie Gold durch die Stämme. Das muß ich schon sagen, so schöne Buchen habe ich in Amerika niemals gesehen, und wäre der Weg nicht so weit, so würden wir vor unserer Abreise noch einmal hinaufgehen, nicht wahr, Georg?"

„Ich gehe jedenfalls morgen noch hinauf, um Abschied zu nehmen, denn wer weiß, wann ich das Wäldchen wiedersehe," erwiderte dieser.

„Doch was sehe ich erst jetzt?" sprach Alice lebhaft. „Ein viel kürzerer Pfad führt von Altdorf hinauf; da kann ich mit den Kindern schon mitkommen."

„Kein Pfad führt von Altdorf hinauf," sagte Josef verwundert.

„Doch, Josef, sieh, nicht weit von deinem Haus ist eine Furche; von dort zieht sich eine Linie in schräger Steigung bis zum Buchenwäldchen. Sie

ist bald durch Gebüsch, bald durch einen Steinwall bezeichnet, aber immer bestimmt und ohne Unterbrechung." Die arme Alice. Sie hatte keine Ahnung, welches gewagte Thema sie angeregt hatte. Anton sah mit großen Augen hinüber. „Sonderbar," sagte er, „ich habe das tausendmal gesehen und nie etwas dabei gedacht. Vielleicht liegt es an der Abendbeleuchtung, daß diese Linie jetzt so scharf hervortritt. „Ja, dort muß ein Pfad gewesen sein."
„Wie dumm," ließ sich jetzt auch Peter vernehmen, „der Pfad führt bis zum Felsen, über welchem mein Buchenwald liegt, da kann man mit der Nase anstoßen und stehen bleiben."
„Nicht doch," widersprach Alice eifrig; „dort wird der Pfad erst recht deutlich, er steigt kerzengerade an der Felswand zum Buchenwald empor."
Alle lachten. „Wer kommt da hinauf?" spottete Peter.
„Niemand kommt da hinauf, aber etwas kam herunter, und zwar im Sprung," erwiderte diesmal Georg ernsthaft. „Alice, das verstehst du nicht; es ist kein Pfad, sondern eine Rinne, die sich ein Wasserfall im Laufe der Jahre gegraben hat.

Und, ihr andern, seht doch, die Linie, die sich von Altdorf bis zum Buchenwäldchen hinaufzieht, kann nichts anderes als ein Wasserweg gewesen sein. Sie nimmt immer den kürzesten Weg ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit, so tut nur das Wasser."

„Woher kam das Wasser?" fragte Peter scharf.

„Vielleicht hoch oben vom Wildbach her, wer weiß?" sagte Anton nachdenklich.

„Bist verrückt?"

Anton stand auf, nahm sein Taschenbuch zur Hand und fing an zu zeichnen. Peter machte böse Augen. Auch die Frau Pfarrer erhob sich rasch und versuchte Anton sein Taschenbuch aus der Hand zu nehmen. „Laß das," sprach sie entschieden, „es ist hohe Zeit aufzubrechen, bis wir im Tal sind, dämmert es."

Aber er wehrte sich. „Nein, Mutter, diese Linie muß ich zeichnen. Übermorgen sind meine Ferien zu Ende und ich komme nicht mehr herauf. Sie ist überraschend und interessant und bezeichnet jedenfalls einen Wasserweg. Vielleicht ist sie das Bett des Wildbachs, der nach Aussage des Geologen zwischen Altdorf und Neudorf floß."

Das war es, was Alice ungewollt heraufbeschworen hatte. Alle sahen erschrocken nach Peter, über dessen Gesicht sich eine dunkle Zornesröte ergoß. „Ihr seid allesamt Narren," brauste er auf. „Und du, Anton, stecke dein Buch ein und gehorche deiner Mutter."

„Geht nur voran," erwiderte Anton gelassen, „die Linie ist bald gezeichnet, dann komme ich nach." Er wandte sich an Alice. „Cousine, ich glaube, du bist von Amerika gekommen, um das Problem der Rüfe zu lösen."

Alle sprachen auf Anton ein, daß er mitkomme, aber er zeichnete weiter und war nicht von der Stelle zu bringen.

„Junge, du willst mich höhnen," schrie Peter, „aber von hier aus zeichnest du nicht wieder. Das Maiensäß sollst du nie mehr betreten. Und du, Georg, wenn du von Amerika keine andere Weisheit mitbringst, als daß das Wasser abwärts fließt, so bleibe ein andermal drinnen." Mit diesen Worten kehrte er der Gesellschaft den Rücken und schritt der Hütte zu; Marie ging ihm bittend nach. Die andern, außer Anton, traten den Rückweg an.

Der Pfarrer und die Pfarrerin gesellten sich zu Alice und sprachen ihr Bedauern aus, daß Georgs Besuch in der Heimat nun doch mit einem Mißton endigen müsse. Alice war ein wenig niedergeschlagen. „Die Maiensäßpartie stand allerdings nicht auf meinem Programm," antwortete sie, „sonst wäre sie vielleicht besser ausgefallen, aber nehmen wir das nicht so schwer, Georg wird die bittere Pille schlucken und besser zur Einsicht kommen, wo seine wirkliche Heimat ist, ob hier bei seinem Vater oder bei mir und den Kindern in Amerika. Morgen packe ich, übermorgen verreisen wir."

Bäbi und Waldsusi kamen hinter ihnen. „Hast gehört, Base?" flüsterte Waldsusi, „sie verreisen übermorgen, ist es, weil der Vater so zornig war?"

„Nein, deswegen verreist Georg nicht, sie wollten sonst gehen."

„Aber es ist traurig, daß es zum Schluß so geworden ist. Sie erbarmen mich."

„Pah, ich habe ganz andere Sachen zwischen Vater und Sohn erlebt."

Als sie Altdorf erreicht hatten, trat Waldsusi an die Amerikaner heran. Sie war den ganzen Tag

bei Bäbi am Küchenherd im Maiensäß gewesen und hatte kaum ein paar Worte mit ihnen gewechselt. Nun gab sie ihnen die Hand und sagte warm und ungekünstelt: „Sie verreisen? Also behüte Sie Gott, kommen Sie glücklich über das Meer und leben Sie gesund und froh.“ Dann ging sie rasch von dannen, denn sie hatte noch eine Stunde Weges bergaufwärts bis zur Waldhütte, wo sie mit ihrem alten Vater allein hauste.
„Ein prächtiges Mädchen,“ sagte Alice ihr nachsehend, „ich wollte, ich hätte sie besser beachtet.“
„Oh — Waldsusi!“ erwiderte der Pfarrer. „Ich habe sie in guter Erinnerung von ihrer Konfirmationszeit her, sie war intelligent und gut und half immer den schwächeren nach.“
Bäbi war überglücklich über das Lob, das der Pfarrer ihrem Liebling spendete und erzählte des langen und breiten, wie Waldsusi droben im Wald mit ihrem Vater hause, der sich durch Holzarbeit ein spärliches Brod verdiene und ohne die Beihülfe der Tochter gar nicht auskommen könnte, und wie sie nie über die Einsamkeit klage, sondern immer fröhlichen Sinnes sei.

So wurden die freundlichen Abschiedsworte des Mädchens unerwartet Ableiter des Gesprächs über den unliebsamen Vorgang im Maiensäß. Alle sprachen noch ein Weilchen über Waldsusi, dann über dies und jenes, während sie vor der Haustüre auf die Zurückgebliebenen warteten. Die Trübseligkeit schwand nach und nach aus den Gemütern. Peter und Marie kamen bald. Peter tat, als ob nichts vorgefallen sei, denn er war kein Freund von Aussprache. Marie flüsterte Georg zu, der Vater bereue seine Schroffheit und Bäbi lud alle zu einem Kirsch, den sie selbst gebraut hatte, in die Stube. Sie gingen alle hinein und verbrachten leidlich versöhnt ein letztes Zusammensein. Spät hörten sie einen Schritt vorbeigehen. Marie riß das Fenster auf und rief hinaus: „Anton, wir sind alle da, komm du auch herein und nimm einen Kirsch von Bäbi."

„Gern, wenn Bäbi mir dafür einen Kuß gibt, ihren Kirsch will ich nicht," erwiderte der lose Gesell.

Das Fenster flog zu und Anton ging weiter.

Als seine Eltern ein Stündchen darauf zu Hause eintrafen, fanden sie ihn über Karten und Zeich-

nungen gebeugt. Die Mutter machte ihm Vorwürfe über seine Rücksichtslosigkeit gegen den Onkel, den er doch kennen könne und über seine unartige Antwort auf Maries Einladung.

Er erhob nach einer Weile den Kopf von seiner Arbeit und erwiderte, als ob er aus einer anderen Welt komme: „Und es ist doch so, der Wildbach floß einst zwischen Neudorf und Altdorf und hat die Rüfe mitgebracht. Der Geologe sagt es und wird es nächstes Jahr feststellen, und ich will ihm dabei behilflich sein."

* * *

Die Amerikaner waren verreist, mit ihnen Anton, der bis zum Polytechnikum eine halbe Tagereise mit ihnen machen konnte. Man war glücklich über Georgs Umkehr und ließ ihn beruhigt über das Meer ziehen, wußte man doch, daß er sich in guten Händen befand. Alice hatte durch ihre Geradheit und Entschiedenheit die Hochachtung der älteren Verwandtschaft, die Bewunderung der jüngeren gewonnen, aber die Herzen der jüngeren hatte sie nicht erobert. Die Amerikanerin hatte

etwas Fremdes an sich, vor dem ihr Vertrauen Halt machte. „Sie ist mir eben zu amerikanisch," sagte Anton gleich im Anfang und in Josef klang noch der leise Ärger nach über ihren allerdings nicht gewollten Widerspruch im Maiensäß gegen das Empfinden aller. Eine Frau, die sich nicht einmal vor der Erhabenheit der Berge beugte, die in ihnen nichts anderes sah als Felsenwälle, die sie von der übrigen Welt trennten, war nicht nach seinem Sinn. Nur Marie fand sie in ihrer Größe unerreichbar.

Peter meinte schon am zweiten Tag nach ihrer Abreise, es sei gut, daß sie fort seien und das Hin- und Herlaufen aufgehört habe; man habe damit viel Zeit verloren und jetzt heiße es schaffen. In der Tat stand man vor der Heuernte. Nun war es recht fatal, daß nicht nur Josef, sondern auch der jüngere Knecht gerade während der Zeit Militärdienst hatten. Peter hatte den schönsten Anlaß, auf die Militärbehörden zu schimpfen, die nichts verstehen und die Jünglinge der Feldarbeit entziehen, damit sie auf dem Exerzierplatz herumfaulenzen können.

„Es tut mir selbst leid, daß es sich so trifft," sagte Josef aufrichtig, „ich hatte mich auf das Heuen gefreut. Nun muß halt Waldsusi her, allein werdet Ihr nicht fertig."

„Waldsusi?" polterte Peter. „Was soll so ein Weibsbild auf dem Feld? Männer müssen es sein."

„Wo soll man sie herholen?" entgegnete Bäbi scharf. „Die Jungen sind beim Militär, die Alten haben genug für sich selbst zu tun. Übrigens," fuhr sie mit Würde fort, „ist ein so flinkes, fleißiges Mädchen wie Waldsusi zwei Mannsbilder wert. Ich habe sie auch schon bestellt, damit niemand anders sie wegschnappe. Heute abend wird sie da sein."

„Ist recht," brummte Peter, welcher nur zu gut wußte, daß Bäbi keinen Einspruch in ihren Anordnungen duldete und dem es auch wirklich recht war.

Und Waldsusi kam. Als sie in die Stube trat, war es, als ob sie ein Stückchen Sonnenschein mitbringe, der droben im Wald noch auf Tannen und Matten lag, und als sie ihr „Guten Abend" sagte, schien in ihrem Gruß etwas vom Vogel-

gesang mitzuhallen, der den ganzen Tag um ihre Hütte klang.

„Sitz zu," sagte Peter, „ist recht, daß du da bist."

„Ich danke, habe schon gegessen," lehnte Waldsusi ab.

„Sitz zu, sage ich."

Waldsusi gehorchte flugs, setzte sich zu ihrer Base und ließ sich eine Schüssel Milch einschenken. Hier war sie nicht blöde, hier fühlte sie sich wie zu Hause. „Es ist ärgerlich, Herr Josef," wandte sie sich an diesen, „daß Sie gerade zur Heuzeit in den Militärdienst fort müssen."

„Herr? In einem ehrsamen Bauernhaus gibt es keine Herren, merke dir das, Waldsusi," sprach Peter verwundert aufhorchend, „und sollte es solche geben, so ist es der Hausherr und der bin ich."

„Natürlich, aber ich sagte dem Georg auch Herr und der Josef ist so gut wie jener."

Josef lachte. „Gut, wenn ich für dich der Herr Josef bin, so bist du für mich Fräulein Waldsusi, verstanden? Also, Fräulein Waldsusi, Sie erinnern sich wohl nicht, wie ich Sie als Knabe auf Ihrem Heimweg mit Schneeballen begleitete,

und wie Sie unvermutet zurückliefen und mich in den Schnee warfen? Vielleicht auch nicht, wie Sie mir auf der Schulbank Daten der Schweizergeschichte einbliesen, die ich nicht behalten konnte?"

„Das weiß ich noch, aber was sich für Kinder schickt, schickt sich nicht für Erwachsene."

„Und jetzt, Waldsusi, was soll auf einmal die Zimperlichkeit?" schalt Bäbi. „Sie steht dir nicht an. Aber ich errate, das Herr und das Sie hat dir die Frau Pfarrer gesteckt, sie hat solche Ideen."

„Nein, sie hat nie davon gesprochen, soviel weiß ich selbst."

„Und ich meine, Waldsusi und Josef, wenn man als Kinder immer zusammensteckte, wenn es hieß, Possen treiben, wenn eines im Obstgarten heimlich den Pflaumenbaum schüttelte, während das andere aufpaßte, daß Bäbi nicht komme, wenn eines eine Strecke weit auf die Schlittbahn Sand streute, damit das andere nicht vom Wald herunterschlitteln könne und nach der Schule voll Reue den Schlitten samt dem Mädchen hinaufzog, weil es wegen Verspätung bestraft worden war, wenn

eines eine Schneckengrube anlegte und das andere aus Erbarmen die Tierchen laufen ließ und es darauf eine große Rauferei gab, dann, Waldsusi und Josef, könnte man auch als erwachsen das Herr und das Sie weglassen."

So sprach Bäbi, die ihren Dienstherrn noch duzte. Gegen dieses Du war freilich nichts einzuwenden. Sie war als erwachsenes Mädchen ins Haus gekommen, als Peter ein unbändiger Knabe von zehn Jahren war, dem sie manchen Klaps verabreichen mußte, um ihn im Zaum zu halten. Nach dem Tode seiner Eltern war sie Hausmutter und Dienstmagd zugleich. Der Sohn, der kaum konfirmiert war, blieb für sie Peter; wenn er artig war, Peterli. Als er sich verheiratete, kam der Ehrentitel Bauer hinzu, den sie jedoch nur bei feierlichen Angelegenheiten oder wenn sie auf ihn böse war, anwandte. Jetzt hieß er bei allen der Vater.

„Nun genug," sprach der Vater ungeduldig, „laßt die Späße. Morgen fangen wir zu mähen an. Du, Josef, und der Junge da, könnt am Vormittag noch mithelfen."

„Freilich," erwiderte Josef, „wir werden in aller

Frühe aufstehen und die große Wiese abmähen. Am Nachmittag verreisen wir und übermorgen sind wir zeitig auf dem Waffenplatz."

„Ihr die große Wiese abmähen? Ha, ha, ha, das will ich erleben."

Das Nachtessen war zu Ende. Waldsusi winkte Marie in den Flur hinaus, wo neben ihrem Kleiderbündel ein Nelkenstock voll prachtvoll blühender, roter Nelken stand. Sie hob ihn auf. „Siehst, was ich da habe? Ich habe meinen Nelkenstock mitgenommen, denn mein Vater würde vergessen ihn zu begießen und es wäre um die schönen Blumen schade."

Josef ging vorbei. „Und jetzt, Waldsusi, nimm Verstand an, es bleibt beim alten. Gib mir die Hand auf ein kameradschaftliches Du für immer." Die Freude lachte Waldsusi über das ganze Gesicht. „Lieber ist es mir schon so, Josef, ich danke dir. Also auf ein ewiges Du." Sie gab ihm die Hand und eine Nelke dazu, die er sich ins Knopfloch steckte. Dann stiegen die Mädchen mit dem Nelkenstock auf die hölzerne Altane. „Schau herunter, Marie," sagte Waldsusi sich über das

Geländer beugend, „siehst du drunten hart am Haus etwas, das nicht Kartoffelstaude ist?“

„Gewiß,“ erwiderte Marie, „der Vater hat noch gestern befohlen, das Unkraut wegzujäten, damit die Kartoffeln besser Platz haben, aber Bäbi wollte nicht. Was ist es denn?“

„Lauter Georginen und Sonnenblumen sind es. Als ich im Frühjahr den Garten der Frau Pfarrer bestellte, wollte sie die Knollen und Setzlinge, die übrig geblieben, wegwerfen. Mich erbarmten die Dinger, die so zwecklos hinsterben mußten. Ich erbat sie mir und steckte sie mit Erlaubnis der Base hier ein. Wenn Josef vom Militär zurückkehrt, findet er eine ganze Reihe von Blumen an seiner Hauswand. Aber jetzt heißt es an Arbeit denken und die Hände rühren, die Blumen sind nur so nebenher.“ Damit ging sie in ihre Kammer und zu Bett, zum Aerger Maries, die noch viel plaudern wollte.

Josef stand am nächsten Morgen, wie er versprochen hatte, in aller Frühe auf und begab sich auf das Feld. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; sie fing eben an, die Bergkämme zu

vergolden, dann wuchs ihr Lichtband, umwob die grauen Felsenstirnen und erreichte das Schneefeld, das in rötlichem Schimmer aufleuchtete. Nun entfaltete es sich zur roten Draperie, die sich über das Buchenwäldchen legte und über die Felsenwand fiel. Die Rinne des vertrockneten Wasserfalles war deutlich sichtbar; unwillkürlich dachte Josef an den unliebsamen Vorgang im Maiensäß, den die Erwähnung des Buchenwäldchens hervorgerufen hatte und unwillkürlich begleitete sein Auge mit der Sonne die Linie, die sich von der Rinne gegen Altdorf fortsetzte. Ja, es war ihm, als ob das Rauschen des bösen Wildbaches in der Morgenstille bis hieher dringe, was er nie gehört zu haben glaubte. Freilich war jetzt der Bach hochgeschwollen, denn es war heiß, und das Schneefeld, das ihn speiste, schmolz. Die Sonne erreichte Altdorf und ergoß sich über das ganze Tal. Josef schüttelte die Vorstellung vom Wasserweg von sich und sah sich um. Die Fülle des Sommers war in höchster Entfaltung, das reife Heu duftete kräftig, die Maisäcker standen üppig, das Frühobst ging der Reife entgegen.

Josef freute sich des Segens. Alles war wohl gepflegt, außer seiner großen Wiese, die er nicht bewässert hatte. Ihr Graswuchs war nicht so dicht wie auf den andern, sie tat ihm leid und er gelobte sich, sie ein andres Jahr besser zu pflegen. Während er so auf seinem Grund und Boden stand, fiel ihm das Wort Antons ein: ein Schweizerbauer ist der freieste Mann auf Gottes Erdboden. Daß es in seinen Verhältnissen nicht so war, vergaß er in diesem Augenblick. Er fühlte nur die Freude an seinem Besitztum und die Liebe zur Scholle, auf der er geboren war und die ihn ernährte.

Doch — wozu war er da? War er hergekommen, um sich des schönen Morgens und des schönen Gutes zu erfreuen? Er sah sich um, ob der junge Knecht noch nicht auf war und ärgerte sich einen Augenblick über dessen Verspätung, dann nahm er die Sense zur Hand und führte sie mit kräftigem Schwung durch das braune Heu, daß es in breiten Schwaden niederfiel. Gleich darauf hörte er eine ebenso scharfe Schneide hinter sich. „Bist endlich da, Hans?“ sagte er ohne sich um-

zuwenden. Keine Antwort. Er mähte Strich um Strich und mit ihm im Takt wurde hinter ihm Strich um Strich gemäht. „Du hältst mit mir Schritt, Hans, das hätte ich dir nicht zugetraut. Keine Antwort. Als er die erste Reihe gemäht hatte, kehrte er sich um und stand Waldsusi gegenüber. Sie lachte. „Das ist aber scharf zugegangen, ich habe gemeint, ich komme dir nicht nach."

„Nein, Waldsusi," sagte er, „so früh bist du auf, und so anstrengend mähst du? Das verlangt niemand von dir."

„Aber ich verlange es von mir. Fleißig will ich sein, aber so starke Arme wie du habe ich nicht." Sie mähten wieder zusammen ein paar Reihen. Unterdessen kam auch der Bauer mit den zwei Knechten. Josef nahm Waldsusi die Sense aus der Hand und überließ ihr die leichtere Arbeit, das Verzetteln. Am Mittag war die Wiese gemäht und der Vater in der rosigsten Laune, die sich auch den andern mitteilte. Josef verreiste in glücklicher Stimmung. Es war einer jener Tage, da er das unliebsame Verhältnis zu seinem Vater

vergaß und die Kette nicht fühlte, die seine Tätigkeit lähmte. Diese Tage waren so selten.

Am Abend stand Waldsusi vor Maries Bett.

„Jetzt, Marie, heißt es die Hände regen. Der Bauer arbeitet für zwei, ich für anderthalb, die Base und der Knecht zählen nicht, sie sind alt, und wir wollen sie schonen. Wie wäre es, wenn du die halbe Person, die mir fehlt, ersetzen würdest? Dann wären wir drei. Wenn du am Morgen das Heu verzetteln möchtest, könnte ich mähen und —"

„Das geht nicht an," meinte Marie. „Wenn ich zu früh aufstehe, zankt Bäbi. Der Doktor sagt, ich sei blutarm und müsse meine Milch im Bett trinken."

„Gut, ich stehe um vier Uhr auf und mähe bis sechs, dann bringe ich dir deine Milch ans Bett. Um sieben Uhr kommst du mit mir aufs Feld, ich lehre dich das Verzetteln."

„Ja, glaubst du, daß meine Arbeit etwas nütze?"

„Und ob."

„Dann wecke mich morgen," erwiderte Marie rasch. So geschah es. Der Vater wußte nicht,

sollte er zanken oder lachen, als am nächsten Morgen Marie mit Waldsusi auf der Wiese erschien. Jede nahm eine Gabel und breitete das Heu auf ihre Weise aus.

Nun ja, die Arbeit Maries war nicht ganz tadellos, aber Waldsusi drückte ein Auge zu und ließ sie gelten. Am folgenden Morgen mußte man Marie nicht wecken und ihre Milch trank sie am Tisch. Nach wenigen Tagen meinte der Vater, man merke ordentlich, daß seine Tochter mithelfe. Sie wurde allerdings sehr müde, behauptete aber, es sei ihr dabei nicht schlecht. In der Ruhepause nach dem Mittagessen, das bei schönem Wetter im Freien eingenommen wurde, legte sie gewöhnlich ihren Kopf in Waldsusis Schoß und ruhte ein Weilchen, und diese wachte darüber, daß niemand sie störe. Und eines Tages, nach dem Vesperbrot, fing sie an, wie in der Schule zu singen: „Mein Häuschen steht im Grünen.“ Marie hatte eine kleine liebliche Stimme, und Waldsusi fiel mit ihrem schönen Alt ein, den sie absichtlich dämpfte, um sie nicht zu übertönen. Die Vögel im nahen Gebüsch lauschten erstaunt, dann ver-

mischten sie ihr Vogellieder mit den menschlichen, und Mädchen und Vögel priesen gemeinsam den schönen Tag und die schöne Welt. Dieses wiederholte sich bei schönem Wetter jeden Tag.

So ging der Sommer im Flug vorüber, und als das Heu hereingebracht war, hatte Marie schwielige Hände, kräftige Arme, rote Wangen und die Genugtuung, in der Welt etwas genützt zu haben. Auch die Dienstzeit Josefs war vorüber und eines Abends trat er frisch und wohlgemut bei den Seinigen ein.

„Was habe ich gesehen?" rief er nach der ersten Begrüßung. „Unser Haus ist aufgeputzt wie ein junges Mädchen. Ringsum Blumen, als ob es daraus hervorgewachsen wäre. Das hat Waldsusi getan und niemand anders als Waldsusi."

„So, auch du staunst das Geblüm an!" erwiderte der Vater unwillig. „Ist es nicht genug, daß alle Vorübergehenden davorstehen, als ob ein Wunder geschehen sei und man immer Waldsusi, Waldsusi hört."

„Und dann, ist es nicht recht, etwas zu tun, was alle Menschen freut?" warf Josef ein.

„Brav, Josef, brav, Waldsusi hat Blumen gepflanzt, und das ist ein großes Verdienst, aber für alles, was dein Vater diesen Sommer getan, hast du kein Auge. Weißt du nicht, daß ich und sogar die arme Marie uns fast zu Tode geschafft haben, während du auf dem Exerzierplatz nichts anderes getan hast, als mit dem Stutzer hopsla auf, hopsla nieder?"

„Vater," rief Marie, „Waldsusi hast du vergessen, sie hat für zwei geschafft."

„Waldsusi, Waldsusi, sie war bezahlt und hat nicht mehr als ihre Pflicht getan."

Marie sah jetzt, daß der Vater seine böse Stunde hatte, und winkte Josef, der erwidern wollte, zu schweigen.

„Ich aber, merke dir das, Josef," fuhr der Vater zornig fort, „ich könnte den ganzen Tag im Wirtshaus sitzen oder auf der Ofenbank liegen, wenn es mir gefiele und kein Mensch könnte mir daraus einen Vorwurf machen, denn ich vermöchte es. Aber so geht es, wenn man ein Narr ist und sich sein Leben lang für andere abmüht, kein Mensch weiß einem Dank dafür."

So sprach der Vater, welcher durch die forcierte Sommerarbeit abgehetzt war und nicht anders erwartet hatte, als daß der Sohn bei der getanen Arbeit vor Verwunderung die Hände zusammenschlagen und des Lobes voll sein werde. Und er sprach in wachsender Erbitterung noch viel mehr, und die Rede wirkte bei Josef auf die Freude der Wiederkehr, wie ein Kübel kaltes Wasser auf eine Pflanze, die sich der Sonne erschließen will. Schließlich warf Peter ein paar Goldstücke auf den Tisch und wandte sich an Waldsusi: „So, da ist dein Lohn, schau, ob es genug ist. Und jetzt kannst halt gehen, der Josef ist da."

Waldsusi strich ihr Geld ein, ging in ihre Kammer, schnürte ihr Bündel und holte ihren Nelkenstock, dann rief sie zur Stube hinein: „In Gottesnamen denn, so wäre es für diesen Sommer vorüber und so lebet wohl alle miteaneinder."

Sie verabschiedete sich noch in der Küche von Bäbi, welche schwor, dem Bauer das nicht so hingehen zu lassen, dann machte sie sich auf den Weg nach ihrer Waldheimat. Sie war nicht weit gekommen, als sie sich anrufen hörte. Josef kam ihr nach.

„Waldsusi," sprach er, als er sie erreicht hatte, „ich schäme mich in den Boden hinein über die Behandlung, die du in meinem Hause erfahren mußtest."

„Nimm das nicht schwer," erwiderte sie, „mir tat der unliebe Empfang, der dir zuteil wurde, viel mehr leid, als was mir widerfahren ist."

„Du kommst gewiß nie mehr zu uns."

„Ich komme zu euch, wann ihr mich ruft. An die Art des Bauern bin ich gewöhnt. Es war trotzdem ein schöner Sommer für mich, ein fast zu schöner, so daß etwas nachkommen mußte."

„Ein schöner Sommer für dich bei der harten Arbeit?" „O ja, ich durfte bei meiner lieben Base sein, die wie eine Mutter zu mir ist und bei Marie, die mich als Freundin behandelt; niemals läßt sie mich merken, daß sie ein reiches Mädchen ist, ich ein armes bin. Wir haben uns viel zusammen gefreut, gescherzt und gelacht. Und dann der Sonntag, der für uns immer ein Festtag war. Am Nachmittag gingen wir zur Frau Pfarrer; sie gab uns Kaffee und Kuchen, spielte Klavier und wir sangen dazu, sie sprach auch

allerlei Schönes zu uns unwissenden Mädchen, und erklärte, was wir nicht verstanden. Es gab aber noch vieles andere Erfreuliche im Sommer, z. B. die wunderbare Morgenzeit, wenn ich allein im Felde war und mit Muße die Herrlichkeit um mich herum bewundern konnte. Und darauf die Arbeit selbst. Welche Lust, wenn ich nach guter Nachtruhe mit frischen Kräften zu mähen anfing, daß die Schwaden nur so hinfielen und der Bauer, der später kam, ganz verdutzt drein schaute, wenn er schon nichts sagte. Und die Frucht der Arbeit, wenn wir am Abend eine Menge Heu unter Dach bringen konnten, schön grün und knusperig wie das liebe Vieh es gerne hat."

„Und für das alles hat man dich mit Undank aus dem Haus gewiesen."

„Das mußt du nicht so auffassen. Für meine Arbeit habe ich meinen Lohn. Du, der du im Überfluß aufgewachsen bist, hast keine Ahnung, welche Freude im Selbsterwerben liegt. Wir sind arm, mein Vater kann nicht mehr schaffen wie früher, wir haben kaum das Notwendigste.

Ich bringe ihm das Geld, er zählt es drei, viermal, die Freude leuchtet ihm aus den Augen, er verschließt es im Kasten, aber es bleibt nicht lange drinnen. Nächsten Sonntag nehme ich es heraus, gehe nach Rüfenau, er braucht eine warme Winterkleidung, ich kaufe sie ihm und fühle die wohlige Wärme am eigenen Leib. So, jetzt geh zurück, Josef, denn es fängt an zu dämmern und ich will mich sputen, daß ich vor Nacht heimkomme." Sie eilte davon.

Josef sah der hohen Mädchengestalt in der ärmlichen Kleidung nach, ohne sich von der Stelle zu rühren, bis sie nicht mehr sichtbar war. „Und sie ist doch die reichste von uns allen," dachte er und kehrte langsam in sein Haus zurück, wo er verweinte Augen und zornige Mienen fand.

Waldsusi kam in der Tat wieder und zwar oft und öfters, denn es zeigte sich immer mehr, daß Bäbi alt und schwach war. Bei jeder größern Arbeit mußte sie einspringen. Sie brachte immer Frohmut mit. Es war ihr wohl in dem großen Bauernwesen, das ihren in der Bergeinsamkeit brachliegenden Kräften einen weiten Spielraum

gewährte. Voll Liebe hing sie an Base Bäbi und voll Dankbarkeit an Marie und Josef; den Bauer, den unverbesserlichen, der immer schalt und murrte, nahm sie eben, wie er war.

Josef sah voll Verwunderung, daß sie bei der schwersten Arbeit und dem unausgesetzten Tadel des Vaters immer heitern Sinnes blieb. Und er lernte von ihr, die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben und „den Bauer zu nehmen wie er war.“ Der Vater stand allen Neuerungen schroff entgegen, aber Josef erlaubte sich im stillen, in der Landwirtschaft Änderungen anzubringen und fand an Hans, dem jüngern Knecht, gute Hilfe. Fiel die Sache gut aus, so tat der Vater, als ob er nichts merke, mißlang sie, so erteilte er ihm einen Verweis. Josef ließ den Sturm stillschweigend über sich ergehen, in Erwartung, daß wieder blauer Himmel werde. Die Schule des Lebens fing an, an ihm ihre Wirkung zu tun. Auch das Schicksal Georgs trug dazu bei. Dieser schrieb oft von Amerika. Er war mit seiner Alice glücklich; dennoch stand zwischen den Zeilen immer die Warnung an den Bruder zu lesen, seine Wünsche

ins Ziellose zu dämpfen und die Augen für das Mögliche offen zu halten.

So verging der zweite Winter, den Josef seit Abgang von der landwirtschaftlichen Schule im Vaterhaus verbrachte, weit besser als der erste. Im Frühling kam die Nachricht ins Haus, daß Amalie, die Frau des Advokaten, gestorben war, als sie einem Kind das Leben gab.

Alle waren erschüttert, obwohl ein vorzeitiger Todesfall in der Familie Blumau nichts Neues war. Marie war ganz trostlos, Josef philosophierte von einem Winkel in den andern, es gebe kein beständiges Glück auf Erden, und man tue wohl, nicht darauf zu bauen. Bäbi wischte sich die Augen und sagte fromm, Frau Amalie werde nun im Himmel sein, denn sie sei eine gute gewesen. Selbst Peter hatte lauter Worte des Bedauerns und meinte, es schicke sich nicht anders als daß er an der Leichenfeier teilnehme. In der Tat ließ er am Begräbnistag anspannen und lud sogar seinen Schwager, Pfarrer Tauer, ein, mit ihm nach Blumau zu fahren. Als er heimkam, erzählte er, der arme alte Herr Blumau

sei ganz gebrochen gewesen, der Advokat hingegen habe seine Fassung vollkommen bewahrt, und man habe ihm den großen Kummer, den ihm der schwere Verlust verursacht haben müsse, nicht angemerkt.

Darauf trocknete Bäbi ihre Tränen und sagte geringschätzig: „Daran erkenne ich die Mannsbilder. Sobald eine unter der Erde ist, ist sie für den Mann abgetan, und vielleicht denkt er schon beim Heimgehen, wie er sie durch eine andre ersetzen kann."

„Aber Bäbi," rief Marie empört, „wie kannst du über einen so ernsten Mann wie den Herrn Advokaten so sprechen."

„Ich spreche nicht extra von ihm, sondern im allgemeinen, und man kann täglich sehen, daß dergleichen geschieht."

„Habe ich mich wieder verheiratet?" fragte Peter scharf.

„Du nicht, Peterli, du nicht," erwiderte Bäbi beschwichtigend, „du warst brav. Aber denke an den und den und den, und sie zählte eine Menge Witwer auf, die sich wieder verheiratet hatten.

Ist es vielleicht nicht wahr? Uebrigens kenne ich die Mannsbilder und spreche aus Erfahrung."
„Du aus Erfahrung? Hahaha," lachte Peter.
„Und jetzt, Bäbi," rief Marie mit einer an ihr ungewohnten Heftigkeit, „jetzt Bäbi, hätte ich niemals gedacht, daß du so gemeine Reden führen könntest. Was aber den Herrn Advokaten betrifft, so habe ich mehr Erfahrung als ihr alle zusammen."
„Hahaha," lachte der Vater noch lauter als vorhin.
„Ja," fuhr Marie unbeirrt fort, „niemand weiß besser als ich, wie lange er um die Tochter des Herrn Blumau gerungen und wie lieb er sie gehabt hat. Und ich bin überzeugt, daß er sein Leben lang um sie trauern wird."
Zwischen Marie und Bäbi gab es nun eine lange Kontroverse über die Treue der Männer nach dem Tode ihrer Frauen, bis der Vater den kategorischen Ruf erschallen ließ. „Jetzt, Marsch ins Bett, ihr zwei Erfahrenen, das Begräbnis ist vorüber, und der Advokat mag sehen, wie er ohne seine Frau fertig wird. Morgen ist wieder Werktag."
Nach einigen Monaten kehrte der Advokat wieder

in Altdorf ein. Er trug eine Florbinde um den Arm und war etwas blasser als gewöhnlich. Als er Marie begrüßte, wallte es in ihrem Herzen heiß auf vor Mitleid, aber kein Wort fand den Weg über ihre Lippen; sie neigte den Kopf auf die Seite, um ihre hervorstürzenden Tränen zu verbergen. Er kam ihr zu Hilfe und sagte einfach: „Sie bedauern mich in meinem Unglück, nicht wahr? Ich danke ihnen. Ja, es war ein harter Schlag; er muß getragen sein.“ Dann wandte er sich an die Männer und sprach, wie gewöhnlich, kurz und klar über den Stand des „ewigen Prozesses“. Nach kurzem Verweilen bestieg er wieder seinen Wagen. Von dort rief er noch zu Marie zurück, während ein glückliches Lächeln über seine Züge flog. „Meine Kleine gedeiht vortrefflich, wenn sie größer ist, bringe ich sie einmal nach Altdorf.“ „Bitte bald!“ antwortete Marie in das Gerassel des abziehenden Wagens hinein.

Zweiter Teil

Es gab kein bedeutendes Weltereignis, das wie in andern Schweizerdörfern so auch in Rüfenau nicht rasch bekannt wurde. Wer las da nicht eine Zeitung oder eine Zeitschrift, die ihn mit der Außenwelt verband? In gewöhnlichen Zeiten las man seine Zeitung zur Erholung, manchmal zur Belehrung, oft aus Gewohnheit. In der Welt draußen war dies und das los, was ging das die Rüfenauer an? Sie hatten da ihre Arbeit und ihre Sorgen und mußten sie tragen wie die da draußen auch. Aber manchmal geschah doch etwas, das allen den Zusammenhang mit der Gesamtheit lebhafter zum Bewußtsein brachte. Der Eine, der nicht ganz in Tagesarbeit aufging, machte sich seine Gedanken darüber und sprach davon in der Familie, zum Nachbar oder am Wirtstische. Ein andrer, der ganz in seine Arbeit vertieft war, hob erstaunt den Kopf und wurde inne, daß die Welt

über die Grenze seines Ackers und seiner Wiese oder über die Schwelle seines Ladens und seiner Werkstatt hinausreichte. Ein solches Ereignis war nun da. So groß und schrecklich war es, daß die Kunde davon sich von den Verkehrs- und Bildungszentren, den größten Städten, auf das Land hinaus verbreitete, bevor es durch die Zeitungen bekannt wurde. Der Ruf ging brausend durch die ganze Schweiz und klopfte mit Eisenhammer auch an zwei Türen in Rüfenau, hinter welchen Schweizerdialekt, Hochdeutsch und Französisch gesprochen wurde. Warum nicht in einem großen Dorf der Schweiz, des Landes der vielen Sprachen und Nationalitäten?

Pfarrer Tauer stand am offenen Fenster seiner Wohnstube und sah in die dämmernde Landschaft hinaus. Es war Hochsommer. Nach einem schwülen Tage wehte ein kühles Lüftchen und trug ihm aus dem Pfarrgarten den Duft von Rosen und Jasmin zu. Abendstimmen wurden laut. In den Bäumen sangen die Vögel ihre letzten Lieder, von ferne hörte man das Bimmeln der Glocken einer heimkehrenden Ziegenherde, vom nahen Brunnen

her drang das Rauschen des Wasserstrahls, das in seiner Eintönigkeit für ihn immer etwas Beruhigendes, Einlullendes hatte. Pfarrer Tauer befand sich heute in doppelt glücklicher Stimmung. Anton hatte sich nach glänzend bestandener Prüfung um eine Anstellung als Ingenieur beim Eisenbahnbau des Kantons beworben und heute war die Nachricht eingetroffen, daß er sie erhalten habe. Zur Genugtuung über die Erfüllung dieses persönlichen Wunsches gesellte sich die Befriedigung über das Wohlergehen des Landes, das ihm eine zweite Heimat geworden war. Ja, die Schweiz war ein glückliches Land.

Dieses Gefühl bewegte heute abend wohl jedes Schweizerherz. Es war der 1. August 1914. Das Jahresfest zur Erinnerung an die Einigung der Kantone zum festgefügten Bundesstaat wurde gefeiert. Der Pfarrer sah auf die Uhr. Bald würden die Freudenfeuer auf den Bergen aufflammen, bald würden in jedem Dorf, jeder Stadt der Schweiz zu gleicher Zeit die Glocken erschallen, die das Volk an seine Zugehörigkeit zum Bund mahnten und ihm Liebe, Eintracht und Friede predigten.

Mit dem Stundenschlag acht ertönten ihre mächtigen Klänge und schwebten in der Abendstille wie Wogenschlag über das Dorf hinaus, über Wiesen und Felder, wo sie sich mit dem Schall anderer Turmglocken vereinigten, die weiter und weiter sich zum Strom verstärkten, der die ganze Schweiz durchbrauste, als Hymne der Vaterlandsliebe. Der Pfarrer faltete die Hände. Es war ihm feierlich zu Mute. „Friede, Friede," läuteten die Dorfglocken fort und fort, und „Friede, Friede," wiederhallte es in seinem Herzen. Er war ein Mann des Friedens. Friede in der Familie, in der Gemeinde, mit sich selbst, mit der ganzen Welt. Und — Weltfriede war sein Wunsch, sein Traum. Dafür lebte und wirkte er in Wort und Schrift. Er war ein eifriger Mitarbeiter des „Friedensblattes" seiner Heimat und stand in Verbindung mit den Führern der Friedensbewegung.

Einen Augenblick störte ihn der Gedanke an den Krieg, der zwischen Österreich und Serbien entbrannt war. War der Meuchelmord, den ein Unsinniger am österreichischen Thronfolger und seiner Gattin begangen hatte, wirklich der wahre Grund,

daß Österreich Serbien vernichten wollte, oder war er nur ein Vorwand, die Völker des zersplitterten Reiches durch ein gemeinsames Interesse fester aneinander zu knüpfen? Pah, über Kriege soll man nicht nachdenken, sie kommen wie der Sturmwind, man weiß nicht woher und warum. Übrigens sind Österreich und Serbien nicht die höchststehenden Kulturstaaten; in Deutschland, Frankreich, England würde ein Krieg nie mehr entbrennen können. So dachte Pfarrer Tauer in Rüfenau am Abend des 1. August 1914.

Nach einer Viertelstunde verstummten die Glocken und nur die Freudenfeuer auf den Bergen sahen noch wie glühende Wächteraugen in das Land hinaus. Dem Pfarrer fiel es auf, daß die Frauen und Mädchen, die vor dem Läuten zum Brunnen gekommen waren, um Wasser zu holen, noch da waren, ihre Wassereimer stehen ließen und lebhaft und erregt zusammen sprachen. Und immer mehr Leute kamen dazu und immer erregter und lauter wurde gesprochen, ja, es schien ihm, daß sie zu seinem Fenster hinaufschauten. Da löste sich ein Mädchen, das er zu Ostern konfirmiert hatte, von

der Gruppe, trat auf das Pfarrhaus zu und rief hinauf: „Herr Pfarrer, es gibt Krieg.“ Er erwiderte unwillig: „Wer sind die Zanksüchtigen, welche die Weihe des Bundesfestes stören?“

„Oh, Herr Pfarrer, es ist kein Weiberkrieg am Brunnen, sondern ein wirklicher Krieg an unsrer Grenze, die Leute zanken sich nicht, sie jammern.“

„Ein wirklicher Krieg an unserer Grenze? Kind, das ist unmöglich.“

In diesem Augenblick kam auch Anton die Straße daher und rief ebenfalls, bevor er ins Haus stürmte. „Ja, Vater, fasse dich, ein wirklicher Krieg. Gestern wurde vom deutschen Kaiser das Reich in Kriegszustand erklärt.“

Als er in die Wohnstube trat, fand er Vater und Mutter totenbleich und fassungslos. Der Vater hatte sich vom Fenster abgewandt, die Mutter saß an ihrem Tischchen und hielt noch das Friedensblatt, in dem sie soeben gelesen hatte, in der Hand. „Krieg zwischen Deutschland und —“ stammelte der Vater.

„Und Frankreich,“ ergänzte die Mutter bebend — und fügte nach einer Pause hinzu. „Zwischen

deinem Deutschland und meinem Frankreich." Sie hatte recht, wenn sie das Vaterland nach Nationalität bestimmte. Die Genfer Pastorentochter besaß französische Bildung. Sie nahm in ihre Ehe französische Sitte, Gesinnung und Sprache mit, fand sich aber rasch in ihrer Stellung als deutsche Pfarrersfrau zurecht, paßte sich ihrer Umgebung an, verkehrte verständnisvoll mit dem Volk und sprach bald seine Sprache wie ihre Muttersprache. In ihrem Innern blieb sie Französin. Anton wuchs zwischen deutschen und französischen Einflüssen heran und beide drückten seiner Geistesentwicklung ihre Spuren auf. Aber Schweizerland, Schweizerluft, Schweizerbildung drangen tiefer, er liebte Frankreich, bewunderte Deutschland, sein Herz jedoch gehörte der Schweiz; er fühlte sich nur als Schweizer und erwärmte sich nur für sein Vaterland. Jetzt sprach er ernst zu Vater und Mutter. „Sympathien kann man nicht wehren, sie gehören dem Land und der Nation, die uns das beste, unsere Bildung gaben, aber sie sollen sich in ihren Grenzen halten. Wir sind nun einmal Schweizer und die Schweiz wird ihre Neu-

tralität bewahren. Nur darin liegt ihr Heil."
„Du hast recht, mein Sohn," sagte der Vater fest und aufrichtig.
„Ja", bestätigte die Mutter etwas leiser.
Im Dorf herrschte Bestürzung. Krieg in den großen Grenzländern! Was würde die Zukunft bringen? Würde die Schweiz unbehelligt bleiben? Gewiß, wenn man strenge Neutralität beobachtete; und dies war geboten. Wozu und warum sollte man Partei ergreifen? Die Meinungen schwirrten nun bunt durcheinander. Recht oder Unrecht der Kriegführenden beschäftigte die Leute viel weniger als die Tatsache des Krieges selbst. Wie lange wird er währen? Die meisten hofften, daß er in wenigen Monaten beendet sei, andere prophezeiten ihm eine lange Dauer, andere wollten ihn vorausgesehen haben und wieder andere schwuren, sie hätten eher an einen Einsturz des Himmels als an einen großen Krieg gedacht. Die Bauern — und sie waren in der Mehrzahl — ließen sich vernehmen, ein Krieg zur Zeit der Ernte sei sehr unzeitgemäß und Kaiser Wilhelm hätte wohl so rücksichtsvoll sein können, mit der Kriegserklärung

bis im Herbst zu warten. Es gab auch einige Optimisten, welche das Kriegsgerücht für leeres Geschrei hielten und nicht daran glaubten.
Diese wurden eines andern belehrt, als am nächsten Tag der Befehl zur Mobilisation des Schweizerheeres von Bern eintraf. Schon am Tag darauf wurde das Regiment aufgeboten, zu welchem Josef und sein junger Knecht Hans gehörten. Peter polterte im Haus und Stall herum, schwur, er bleibe neutral und schimpfte dementsprechend auf alle Kriegführenden gleichmäßig. Waldsusi wurde wieder geholt und mußte Josef und Hans ersetzen, soweit sie konnte.
Die Deutschen marschierten gegen die Grenze, sie schritten über den Rhein, sie setzten den Fuß auf französische Erde, sie drangen weiter vor. Der Pfarrer freute sich trotz seiner Ansichten über die Verwerflichkeit des Krieges über ihre Siege, sprach sich aber nicht darüber aus, um seine Frau nicht zu verletzen. Im Pfarrhaus verlebte man schweigend traurige Tage. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Ehegatten waren unter obwaltenden Umständen ganz verstummt. Die Pfarrerin wußte,

daß ihr Mann die ungleich schwerere Bürde zu tragen hatte und behandelte ihn voll Rücksicht. Er, der Friedensmann, der so oft behauptet hatte, bei dem hohen Kulturzustand der meisten europäischen Staaten sei ein Krieg nicht mehr möglich, hatte in der Tat eine doppelte Enttäuschung durchzumachen. Der Krieg war da und unter den Kriegführenden stand sein geliebtes Deutschland obenan.

Der Pfarrer hatte noch eine Sorge, die ihm den Schlaf seiner Nächte nahm. Er glaubte, niemand habe eine Ahnung davon. Vielleicht war dies bei der Pfarrerin der Fall, sonst hätte sie sich nicht so angelegentlich mit der Übersiedelung des Sohnes nach der Bezirksstadt beschäftigen können, wo er seinen Sitz als Ingenieur aufschlagen sollte. Und Anton? Er ermahnte die Mutter, mit ihren Zurüstungen nicht so zu eilen, da man nicht wissen könne, was die Zeit bringe. Im übrigen war er ruhig. Der Ernst der Zeit schien seinen Frohsinn, der manchmal in Übermut überschlug, gedämpft zu haben. Täglich machte er einen Gang nach Altdorf und wenn er heimkam und die

Treppe heraufsprang, hörte man ihn nicht mehr trällern oder leise pfeifen wie früher.

Eines Tages, als er mit dem Vater allein war, sagte er unvermittelt: „Vater, es ist Zeit, daß wir über meine Stellung als deutscher Staatsbürger sprechen. Die Tagesblätter, die du und ich immer der Mutter vorenthalten haben, berichten schon lange, wie du weißt, daß Deutschland alle Wehrpflichtigen, wenn sie auch in andern Ländern niedergelassen und eingebürgert sind, zum Militärdienst heranzieht. Der Pfarrer senkte plötzlich den Kopf in die Hände. Das war das Schreckliche, das er vor jedermann verheimlichen, ja, sich selbst nicht eingestehen wollte. „Ach Anton," stöhnte er, „ich habe nie das Herz gehabt, davon zu sprechen. Ich glaubte, du denkest nicht daran?"

„Ich habe von Anbeginn des Krieges diese Möglichkeit nicht aus den Augen gelassen."

„Kind, Kind," jammerte der Vater, „meine Absicht war, dir Vorteile zu sichern, wenn ich dir das Bürgerrecht in Deutschland bewahrte. Nun ist es so."

„Vater, es war gut gemeint," erwiderte Anton

sanft. „Aber wie wollen wir es der Mutter mitteilen? Sie hat keine Ahnung und doch muß sie es erfahren und zwar heute noch.“ Mit diesen Worten zog er ein Blatt aus der Tasche und reichte es dem Vater dar. Es war die Aufforderung der Militärbehörde, sich in Deutschland zu stellen.

Am Abend teilten Vater und Sohn der Mutter die Hiobspost mit. Sie erwies sich als die starke Frau, die sie immer war. „Mir ist manchmal der Gedanke gekommen, daß es so werden könnte,“ sprach sie nach einer Weile, in der sie nach Fassung gerungen hatte, „aber ich konnte nicht daran glauben. Nun ist das Gefürchtete Wahrheit geworden. Ach, liebes Kind.“

„Liebe Mutter,“ versuchte Anton sie zu trösten. „Tausende von französischen und deutschen Müttern müssen das Opfer bringen.“

„Ja, aber die wissen, warum sie ihre Söhne hergeben, ich weiß es nicht. Und du, Anton, gehst nicht aus Überzeugung, sondern gezwungen in den Kampf, das ist das Traurige.“

„Ja,“ erwiderte er aufrichtig. „Ich bin Schweizer

und könnte ebensogut für Frankreich wie für Deutschland kämpfen. Mir fehlt die Begeisterung, die ein Volk befähigt, Gut und Blut für sein Vaterland hinzugeben. Aber — lieber Vater, ich werde meine Pflicht als deutscher Soldat erfüllen."

In der Nacht schlossen Vater und Mutter kein Auge. Sie lauschten auf jeden Atemzug des Sohnes, der ruhig im Nebenzimmer schlief, als wollten sie keinen Hauch aus dem geliebten Mund verlieren. Am nächsten Tag begab sich Anton mit der bösen Nachricht nach Altdorf. Der Onkel, Marie und Bäbi waren darüber entsetzt. Der Onkel sprach sänftiglich: „Schau, Anton, daran ist dein Vater schuld mit seinem ewigen Deutschland, als ob für ihn und dich die Schweiz nicht gut genug wäre. Schau, Anton, ich bin nicht mit allem einverstanden, was du tust und sagst und dein Geschwätz wegen der Rüfe ärgert mich heillos. Aber daß du in den Krieg sollst, das wünsche ich dir wahrlich nicht; denke auch, was dir passieren könnte. Die Beine können dir weggeschossen, die Augen ausgestochen werden, dann bleibst du ein armer Tropf dein Leben lang. So, das kannst du deinem Vater

sagen. Und jetzt lebe wohl, und da du doch gehen mußt, so haue tüchtig drein, und zwar auf Franzosen und Deutsche gleichviel, denn du bist neutral. Bekommen die Engländer etwas mehr, so ist es mir recht." Mit diesen Worten verließ Peter Bärtschi die Stube, da die Rührung ihn fast übermannen wollte.

Bäbi hatte bei der Mitteilung Antons das Gesicht in die Schürze versteckt und war hinausgeeilt, um allein in der Küche ihrem Schluchzen freien Lauf zu lassen. Marie saß stumm und starr in einem Winkel und schaute Anton mit erschrocken fragenden Augen an. Sobald sie allein waren, setzte er sich zu ihr und faßte sie bei der Hand. „Marie," sagte er ernst. „Hoffentlich wird es nicht wie dein Vater sagt. Der Krieg tötet oder verstümmelt die wenigsten; die meisten kehren heil und gesund wieder heim. Auf alle Fälle bitte ich dich, stehe meinen Eltern bei."

„Das will ich tun, aber wer steht mir bei?" würgte sie hervor.

Anton wandte sich weg, um ihre Qual nicht zu sehen. „O Marie," sprach er nach einer Weile,

„wir wollen einander das Herz nicht schwer machen. Wenn ich heil und gesund wiederkehre, spreche ich ein Wort zu dir, daß ich jetzt verschweigen muß. Kehre ich nicht zurück, so weine nicht zu lang um mich und werde glücklich.“

Sie blickte ihn trotz ihrem Jammer mit strahlenden Augen an und bat in seligem Vertrauen: „Sage das Wort jetzt.“

„Nein, Marie,“ erwiderte er fest, „das wäre nicht recht.“ Er stand rasch auf, hauchte einen Kuß auf ihre Wange und war weg.

Anton und Marie hatten sich immer geliebt. Schon als das winzige Ding in der Wiege lag, bat er die Eltern, ihm auch ein Schwesterchen zu verschaffen, wie Josef eins hatte. Der Wunsch blieb unerfüllt und er wandte sein ganzes brüderliches Herz der zerbrechlichen Kleinen zu. Als Schulknabe betrachtete er sie als Spielzeug, mit dem er sich stundenlang verweilen konnte, ohne sich zu langweilen. Er zog fort ins Gymnasium und ließ Marie als Kind zurück. Er schickte ihr Postkarten, damit sie das Album füllen könne, das ihr die Tante geschenkt hatte und dachte sich

nichts dabei. Eines Tages fand er sie bei seiner Rückkehr als konfirmiertes Mädchen; ihm gegenüber war sie aber noch immer das Kind, das ihm entgegensprang und sich an seinen Arm hing. Dann wurde er Student. Als er wiederkam, hatte sich aus der unscheinbaren Knospe eine wunderliebliche Rose entwickelt. Marie war aus einem Kind eine holdselige Jungfrau geworden. Anton, der Student, wußte sehr wohl, was ihm geschah, als er keine Ruhe hatte, wenn er nicht in ihrer Nähe war. Sie blieb noch eine Weile ahnungslos, bis sie durch seine leuchtenden Blicke und seine schlecht verhaltene Zärtlichkeit geweckt wurde. Anton und Marie wußten, daß sie sich liebten und sich für das Leben nicht trennen würden, obwohl sie nie davon sprachen.

* * *

Anton reiste bis Basel allein. Dort gesellten sich zu ihm andere, die zu den deutschen Fahnen gerufen worden waren. Manche waren voll Begeisterung für die deutsche Sache. Die meisten aber waren in der Schweiz geboren und groß

geworden, ließen eine schweizerische Mutter zurück, standen dem deutschen Vaterland fremd gegenüber und waren niedergedrückt. Zu ihnen gesellte sich Anton. Gegen Abend erreichte er sein vorläufiges Ziel und schrieb sofort nach Hause.

Meine lieben Eltern. Ihr werdet den Augenblick kaum erwarten können, ein paar Zeilen von mir zu erhalten. Da bin ich schon. Aber ich bitte, macht euch darauf gefaßt, von nun an keine regelmäßigen Nachrichten von mir zu erhalten. Sobald ich im Feld bin, können aus begreiflichen Gründen Wochen, vielleicht Monate zwischen einer Postkarte und der andern vergehen. Bis Basel war die Fahrt trübe und traurig; alle meine Gedanken galten meiner lieben Schweiz und meinen Angehörigen, für die ich mit Freuden Gut und Blut hingeben würde. Mitpassagiere, die den Zweck meiner Reise erfuhren, bedauerten mich, man sprach von nichts anderem als vom Krieg. Sobald ich über die Grenze trat, zeigte die Welt ein anderes Gesicht. Während der Fahrt hörte ich über den Krieg weniger sprechen als in der Schweiz, aber auf allen Gesichtern war zu

lesen,: „Der Krieg ist da, nun gelten nicht Worte, sondern Taten.“ Ich gestehe, ich fühlte eine Art Ehrfurcht vor der ernsten Feierlichkeit, mit der diese Deutschen dem Unglück ins Auge sahen, denn ein Unglück ist ein Krieg, auch der siegreiche, doch immer.

Nun gibt es Einkleidung, dann Drill, dann Auszug, dann werde ich wieder schreiben.

*

Gestern sind wir eingekleidet worden. Meine Montur sitzt knapp und doch sehr bequem. Die ganze Ausrüstung ist tadellos. Ja, die Deutschen haben in allen Dingen strenge Ordnung. Heute war Feldgottesdienst und Einsegnung. Ich ging widerwillig hin, wußte ich doch, daß ich keine Friedenspredigt wie bei meinem lieben Vater in Rüfenau hören würde. Aber der Pfarrer sprach so eindringlich von den hehren Pflichten, die dieser den Deutschen aufgezwungene Krieg jedem auferlege, und so schön von Vaterlandsliebe und Opfermut, daß ich tief davon ergriffen wurde. Nach dem Gebet fing die Musik leise zu spielen an: Es braust ein Ruf wie Donnerhall. Das

ganze Regiment fiel ein. Musik und Gesang wurden immer mächtiger und brausten wirklich wie Donnerhall zu den Wolken empor und über die deutsche Landschaft hinaus. In diesem Augenblick fühlte ich mich ganz als deutschen Soldaten und sang mit. Morgen ziehen wir aus. Wohin? Ich weiß es nicht. —

Von da an schrieb Anton nur Postkarten. Sie lauteten: Früher, als ich dachte erhielt unser Bataillon die Feuertaufe. Vor acht Tagen trafen wir mit dem französischen Heer zusammen, der Sieg ist unser, tausende sind gefallen, ich bin unversehrt.

*

Abermals ein Sieg. Wir dringen unaufhaltsam vorwärts. Wie sollte es anders sein? Unser Heer hat einen einzigen Willen: Sieg. Unser Heer hat einen einzigen Herzschlag: Deutschland.

*

Wir haben einen unbedeutenden Rückfall gehabt. Er entflammt unsern Mut um so mehr. Die kleine Scharte muß ausgewetzt werden. Vorwärts.

*

Unser Heer ist unbesiegbar, die Führung bewunderungswürdig, die technischen Mittel, welche die Führung unterstützen, sind bis jetzt von keinem Staate erreicht.

*

Aber das muß man den Franzosen lassen, sie sind tapfere Soldaten und beweisen bei jedem Angriff, daß sie auch etwas sind, etwas können und wollen.

*

Wie lange bin ich im Kriege? Der Boden ist gefroren, Reif bedeckt Baum und Strauch. Wir liegen im Schützengraben. Eine neue Art Kriegsführung. Die Zeitungen werden euch darüber belehren. Warum so lange in diesem Mäuseloch? Mein Blut will Betätigung. Erst wenn unsere Fahnen von den Türmen der Seinestadt flattern, ist unser Sieg vollständig. Vorwärts, vorwärts.

*

Pfarrer Tauer ließ diese letzte Postkarte auf den Tisch fallen. „Krieg und Sieg, Sieg und Krieg," sagte er trübe. „Wo bleibt das Menschliche? Und die Friedensideen, in welchen ich meinen Sohn

erzogen habe? Ach, Mutter, was ist aus unserm Anton geworden?"

„Ein deutscher Soldat ist aus ihm geworden," erwiderte die Pfarrerin mit einer an ihr ungewohnten Herbheit.

„Ja, Anton liegt ganz im Banne des Krieges, der alle guten und bösen Eigenschaften der menschlichen Natur auslöst. Er ist förmlich vom Kriegsfieber ergriffen. Wie wäre es sonst möglich, ohne Gewissensbisse mit mörderischen Waffen gegen Menschenbrüder vorzugehen?"

Nach dieser Karte blieben die Nachrichten Antons lange Zeit aus. Vater und Mutter litten alle Qualen der Ungewißheit, die Millionen deutsche und französische Eltern durchzumachen hatten. Nach monatelangem Hangen und Bangen kam Bericht von fremder Hand: „Mein Kamerad Anton Tauer gibt mir den Auftrag, seinen lieben Eltern zu schreiben, daß er verwundet im Lazarett liegt. Nach ziemlich langer Untätigkeit im Schützengraben wurden wir zum Abmarsch befohlen. Wir waren sehr nahe an den Feind herangekommen, als eine Granate in unsere Reihen fiel. Sie platzte

mit furchtbarer Gewalt, die meisten Kameraden sanken, um nicht wieder aufzustehen. Anton bekam einen Splitter in den rechten Arm, ich an einen Fuß. Wir sind gut verpflegt und auf dem Wege der Genesung. Also können wir von Glück sagen. Wenige Tage darauf kam der zweite Bericht. Mein lieber Kamerad, Anton Tauer, glaubt, daß Sie genügend vorbereitet seien, um die volle Wahrheit zu erfahren. Sein Vorderarm mußte bis zum Ellbogen amputiert werden, weil der Knochen ganz zersplittert war. Die Operation ist vollkommen gelungen, die Heilung geht rasch vor sich. Darunter stand mit ungelenken Buchstaben: „Ich lerne mit der linken Hand schreiben. Ergebt Euch in das Mißgeschick, teure Eltern. Bald komme ich heim. Euer Anton."

Anton kam heim. Er war sehr blaß, sehr müde, sehr still. Die Eltern hatten sich unterdessen so weit gefaßt, daß sie ihm die Freude über sein Kommen bezeugen, den Jammer über seine Verstümmelung verbergen konnten. Nach einigen Tagen wollte der Vater mit ihm über den Krieg sprechen. Anton wandte sich von ihm weg. „Laß

mich, laß mich," bat er abwehrend, „mir ist als sei ich aus einem wirren Traum erwacht und müsse mich erst auf Vergangenes besinnen." Nach Wochen der Ruhe und Pflege war er für die Fragen des Vaters zugänglich und erzählte mit Schaudern von der Furchtbarkeit des Krieges. Die Zeitungen brachten täglich Berichte über seinen Fortgang. Man konnte sich nicht verhehlen, daß der Funke, der in Serajewo erglommen war, Europa in Brand gesteckt hatte. Der Krieg hatte sich zum europäischen Krieg ausgewachsen. Pfarrer Tauer, der sein Leben lang für den Frieden gepredigt und geschrieben hatte, war tief erschüttert. Seine ganze Weltanschauung kam ins Wanken. Es gab Stunden, in welchen er an der Gerechtigkeit des Himmels und an der Güte der Menschennatur zweifelte.

Anton taute nach und nach auf. Er las seine Postkarten wieder und sie kamen ihm so fremd vor, als ob ein anderer sie geschrieben hätte. Hier im Frieden seines Elternhauses, von den Friedensideen umweht, die Vater und Mutter durch Wort und Tat bekundeten, verstand er die Exaltation

des Kämpfers nicht mehr, der über Leichen schreitet, ohne mit der Wimper zu zucken, das einzige Ziel vor Augen: Sieg durch Vernichtung aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, seien es Menschen oder tote Gegenstände. Auch er grübelte und kam zum Schluß, daß die ethischen Gesetze, die in der Menschenbrust geschrieben stehen, die Raubtierinstinkte nicht zu zügeln vermögen. Auch sein schöner Glaube an ein stetes Fortschreiten der Menschheit zu reinen Höhen erhielt einen Stoß. Marie war täglich zu Onkel und Tante gekommen; sie wäre gekommen, auch wenn sie ihm nicht das Versprechen gegeben hätte, seinen Eltern beizustehen. Merkwürdiger Weise erwies sie sich in seiner Abwesenheit als die Mutigste von allen. Sie glaubte an die gerechte Sache der Deutschen; sie glaubte an ihren endlichen Sieg und sie glaubte vor allen Dingen an Anton. Daß ihm etwas schlimmes widerfahren sollte, war ihr ganz unfaßbar. Die Pfarrerin, die starke Frau, weinte oft am Hals des zarten Mädchens ihre Mutterängste aus, die sie vor ihrem Gatten verheimlichte, um seinen Jammer nicht noch zu vermehren. Als

die Hiobspost kam, daß Anton einen Arm verloren habe, wankte Marie einen Augenblick und man mußte sie stützen. Aber über Nacht kam ihr eine Erleuchtung und sie eilte gleich am Morgen früh ins Pfarrhaus. „Onkel, Tante," sprach sie fast freudig, „Anton kommt heim, er ist invalide, er muß nicht wieder in den Krieg, er ist gerettet." Dann stellte sie den Eltern vor, der Verlust eines Armes sei für Anton nicht von so großer Bedeutung wie für einen Handwerker oder Bauern, er könne seinen Beruf gleichwohl ausüben; sie führte hundert Gründe an, die beweisen sollten, daß der Krieg mit ihm glimpflich umgegangen war.

Im stillen erwartete sie ihn mit unaussprechlicher Freude. Nun würde er das Wort sprechen, das er ihr in der Abschiedsstunde vorenthalten hatte. Dann würden alle Zweifel und Ängste schwinden und das Glück war ohne Ende.

Welche Enttäuschung war für sie die Umwandlung, die mit ihm während des Krieges vorgegangen war. Er zeigte keine Freude sie wiederzusehen, ja, er schien ihr manchmal auszuweichen; nie kam ein fröhliches Lachen oder eine Scherz-

rede über seine Lippen. Er war so bleich, so müde, so still, und das Wort, das er ihr versprochen hatte, blieb ungesprochen. Später, als er auftaute, sprach er mit den Eltern von nichts andern als vom Krieg, von seinen Ursachen und Folgen. Und wenn der Pfarrer den Krieg die schrecklichste menschliche Verirrung nannte und sie auf die Religionslosigkeit und Entfremdung vom Christentum zurückführte, sekundierte Anton mit der Klage über den ethischen Tiefstand des Menschengeschlechts. Marie schüttete ihren Kummer in den Busen der treuen Waldsusi aus; diese sprach ihr Mut und Trost zu; sie glaubte zuversichtlich, daß Anton das Wort noch sprechen werde.

Josef schrieb im Anfang von der Grenze frischfröhliche Soldatenbriefe. Das Zusammenleben mit den Kameraden gefiel ihm, den schweren Märschen war er gewachsen und alles neue, das er sah und hörte, regte ihn an. Als ihm das Mißgeschick Antons bekannt wurde, schlug seine Stimmung um. Bisweilen drang der Donner der Kanonen aus dem Elsaß bis zu den schweizerischen Mannschaften herüber. Wenn er früher die Zeitungs-

berichte über die zerstörende Gewalt der neuzeitlichen Kriegswaffen las, hatte er ein Gefühl von Staunen, Grauen und Bewunderung zugleich empfunden. Jetzt sagte ihm die schreckliche Musik nichts anderes als die kalte Wahrheit: Wir sind Werkzeuge der Vernichtung. Wenn wir den ehernen Mund auftun, bluten Tausende junger, gesunder Männer auf dem Felde, Tausende werden zu Krüppeln gemacht, Tausende von Wohnstätten werden zerstört, Wiesen und Äcker werden verwüstet und die Menschen ihres Brotes beraubt. Als er auf Urlaub heim kam und Anton als Invaliden wiederfand, vermehrte sich bei ihm das Grauen. Die beiden Jünglinge sprachen von nichts anderm mehr als vom Kriege. Anton vertiefte sich in Probleme über seine Vermeidung und fand keinen andern Weg dazu, als Hebung des Menschengeschlechts zu reineren Höhen. Josef trat aus sich selbst heraus. Die Zeit großer Wirklichkeit drängte seine Träumereien in den Hintergrund, er beschäftigte sich nicht mehr mit seinen kleinen Leiden, faßte das Leben in größeren Umrissen auf und dachte hauptsächlich über Mittel

nach, wie man der wirtschaftlichen Not abhelfen könnte.

Die Pfarrerin hörte oft den Jünglingen zu. Sie bemerkte, wie sie stufenweise eine höhere Staffel erklommen, von welcher aus sie weitere Gesichtspunkte über das Leben gewannen, und trotz ihrem Kummer über die Verstümmelung des Sohnes freute sie sich darüber. „Meine lieben Kinder," sprach sie eines Tages zu ihnen, „dieser Krieg ist eine schreckliche Mahnung an das Gewissen der in Egoismus erstarrten Menschheit. Wir haben für den Frieden gearbeitet, aber vielleicht war auch unsere Bewegung zu sehr auf Nützlichkeitsgründe aufgebaut. Wir brauchen den Sieg der Erkenntnis, daß nicht auf Macht und Egoismus, sondern auf Gerechtigkeit und Duldung das internationale Leben fußen muß. In diesem Sinne wollen wir weiter arbeiten, denn keine Arbeit im Dienste des Guten ist ja verloren, weil die ausgestreute Saat weiter keimt und in unserm Fall die schreckliche Gegenwart überdauert. Und in diesem Sinne soll uns der furchtbare Krieg zur Schule des Lebens werden."

Länger als ein Jahr war seit dem Tode Amalies vergangen. An einem schönen Sommertag hielt das Chaischen des Advokaten wieder vor Altdorf. Im Wagen saß eine ältliche Frau, die ein rosenrotes Bündel sorgfältig im Arm hielt. Marie trat an den Wagen heran und ließ es sich herausreichen. Während sie dem Hause zuschritten, entschuldigte sie sich, daß der Vater nicht zu Hause sei. Der Advokat erwiderte, das habe nichts zu sagen. In der Stube schälte sie das Bündel aus seinen Umhüllungen heraus. Ein rundes Gesichtchen kam zum Vorschein, aus welchem ein paar blaue Augen ihr erstaunt entgegensahen, ein Mündchen verzog sich zum Weinen, das sich aber rasch in ein Lächeln verwandelte, als Marie die Wängelchen sanft streichelte. „Wie, Ihre Kleine?“ rief sie hoch erfreut. „Welch' ein wundersames, holdes Kind.“

„Ich hatte Ihnen schon im Herbst gesagt, daß ich Ihnen die Kleine bringen werde, wenn sie größer ist,“ erwiderte der Advokat.

„Und der Mutter wie aus den Augen geschnitten,“ fuhr Marie bewundernd fort, „die Rosafarbe,

die großen blauen Augen und die Härchen; noch jetzt sind sie fast weiß, aber sie werden blond, alles wie bei der Mutter."

Die Wärterin benutzte den Anlaß, Marie ein Weilchen das Wärteramt zu überlassen und begab sich hinaus, um sich allein zu ergehen.

„Ich bin glücklich, daß Sie an meiner Kleinen Freude haben," nahm der Advokat wieder auf. „Die Wahrheit zu sagen, war ich im Zweifel, ob ich sie Ihnen bringen dürfte, ich fürchtete, sie könnte Ihnen lästig fallen."

„Aber welch ein Gedanke, so ein herziges Kind. Es ist Ihnen wohl ein großer Trost in Ihrer Vereinsamung?"

Eine seltsame Bewegung, fast wie Verlegenheit ging durch das Gesicht des Advokaten. „Ja," erwiderte er nach einer Pause, in der er nach Worten zu suchen schien, „die Kleine ist der Sonnenschein unseres einsamen Hauses. Mein armer Schwiegervater lebt nur in ihr. Er fühlt die Vereinsamung, wie Sie sagen, mehr als ich. Er ist alt und hat nichts mehr auf der Welt als das Kind. Ich selbst habe meinen Beruf,

die Arbeit, die mich von traurigen Gedanken ablenkt. Und, Fräulein Marie, das ist der Unterschied, ich bin jung und habe noch Hoffnungen für das Leben und glaube auch, ein Anrecht dazu zu haben."

„O gewiß," sagte sie warm. „Vielleicht gelingt es Ihnen noch, das Leben zu zwingen, Sie sind ein willensstarker Mann, sonst könnten Sie nicht nach einem Schlag wie der Tod Ihrer Frau so unverzagt Ihren Lebensweg gehen." Während sie so sprach, spielte sie mit der Kleinen und hielt ihr ein Geraniumzweiglein vor, nach dem diese ein paarmal vergeblich griff und dann aufjauchzte, als sie es hatte.

Der Advokat wandte kein Auge von dem Mädchen und dem Kind, dann fragte er unvermittelt: „Wie geht es Ihrem Herrn Vetter, Ingenieur Tauer?"

„Ach, unser Anton," rief sie schmerzlich und stellte das Kind auf den Boden.

„Er hat Mißgeschick gehabt. Wie ich höre, hat er einen Arm verloren. Das ist sehr traurig für ihn und seine Angehörigen. Sie hängen wohl alle sehr an ihm?"

„Wie sollte man nicht? Er ist immer so lieb, so gut, so brav.“

„Ich habe gehört, daß er einen guten Leumund besitzt.“ Mit diesen Worten hob der Advokat das Kind vom Boden auf. „Und nun ist es Zeit, daß wir gehen. Wir haben Sie vielleicht zu lange gestört, Fräulein Marie?“

„Ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie mir das Kind gebracht haben und ich bitte Sie, es mir wieder zu bringen.“

Der Advokat rief nach der Wärterin und sie fuhren ab. Er schien bei der Abfahrt nicht ganz so heiter zu sein, wie bei der Ankunft.

Am Abend begab sich Marie wie gewöhnlich ins Pfarrhaus. Anton las eben seinen Eltern die Zeitung mit den Kriegsberichten vor. Sie war so erfüllt vom Ereignis des Tages, daß sie nicht darauf hörte, und als Anton eine Pause machte, erzählte sie von der wunderbaren Kleinen des Advokaten.

„Kommt das Weltwunder wieder?“ fragte er aufhorchend.

„Ja,“ erwiderte sie, „ich habe den Herrn Advokaten

gebeten, mir die Kleine wieder zu bringen und er wird es tun."

Die Zeitung entfiel Antons Hand und glitt zu Boden. Er hob sie nicht wieder auf und entfernte sich wortlos.

Marie wurde aufmerksam. „Was hat er?" fragte sie besorgt die Tante.

„Nichts," erwiderte diese und wechselte rasch einen Blick mit dem Gatten. „Vielleicht tut ihm der Arm wieder weh."

Weggeblasen waren Maries Gedanken an die wunderbare Kleine. „Du mein Gott, wieder," sagte sie, „die Schmerzen hatten doch ziemlich nachgelassen. Wir müssen zu ihm sehen."

„Laß ihn doch," wehrte die Tante und drückte sie sanft auf ihren Stuhl nieder. „Man kann ihm doch nicht helfen".

Aber Marie hatte keine Ruhe; sie stand wieder auf, ging zum Fenster und sah eine Weile in die dunkle Nacht hinaus, dann machte sie ein paar Gänge durch das Zimmer, setzte sich wieder und stand wieder auf. „Man kann ihn doch nicht allein lassen," sagte sie endlich.

„Wenn du das glaubst, so geh zu ihm," erwiderte der Pfarrer nachgebend, „du findest ihn auf der Altane."

Sie eilte hinaus.

Die Pfarrerin lächelte. „Aber, Vater!"

„Und warum nicht?" lächelte er wieder.

Marie trat zu Anton auf die Altane. Sie beugte sich über ihn und fragte besorgt: „Lieber Anton, hast du Schmerzen? Ich wollte, ich könnte sie dir abnehmen."

„Die Schmerzen, die mich quälen, kann mir niemand abnehmen," erwiderte er.

„So sage mir doch, was dich quält, habe wieder Vertrauen zu mir." Zu Füßen Antons lag ein Schemelchen; sie setzte sich darauf, schmiegte sich an sein Knie und sah erwartungsvoll zu ihm auf. Ach, vielleicht sprach er endlich das Wort. Anton legte seine Hand auf ihr Haupt, das Wort sprach er nicht.

Sie kam in tiefer Traurigkeit nach Hause und begab sich in ihr Schlafzimmer, das sie mit Waldsusi teilte. Diese war schon im Bett, denn sie huldigte dem Grundsatz: früh auf, früh nieder.

Marie setzte sich an ihr Bett und erzählte von den Tagesereignissen, von der wunderbaren Kleinen des Advokaten, von ihrem Besuch im Pfarrhaus und der Gemütsstimmung Antons. Zum Schluß ließ sie den Kopf auf Waldsusis Kissen fallen und sagte müde: „Und das Wort hat er wieder nicht gesprochen, obwohl ich ihm Anlaß dazu gegeben habe. Er spricht es überhaupt nicht. Er hat mich nicht mehr lieb und hat mir nichts mehr zu sagen. Der Krieg hat alles andre in ihm erstickt.“ Waldsusi erwiderte zuversichtlich: „Er spricht es doch, wenn die Stunde da ist.“

Unterdessen stand Anton allein auf der Altane. Er sah nicht den Glanz der Sterne; er sah nur das trübe Lichtlein in Altdorf, das aus dem Schlafzimmer der Mädchen klein und schüchtern in die Nacht leuchtete. Wie oft war er vor dem Kriege dagestanden, und wenn das Lichtlein erlosch, hatte er mit beglücktem Gefühl der Geliebten gute Nacht gewünscht. Als er nach seiner Verwundung körperlich und seelisch darniederlag, hatte er im Innern seinem Glück entsagt. Er fand es mit seinem Gewissen unvereinbar, ihr

junges Leben an einen Invaliden zu ketten. Er war davon nicht abgekommen, als er Marie in ihrer entwickelten Lieblichkeit wiedersah. Nun zuckte etwas in ihm schmerzlich auf. Er sah etwas herankommen, an das er bis jetzt nicht zu denken gewagt hatte. Marie würde früher oder später einem andern angehören. Das Lichtlein in Altdorf erlosch wie alle seine Hoffnungen. „Lebe wohl, lebe wohl, Marie," flüsterte er, „es war ein langer, schöner Traum. Habe Dank dafür und werde glücklich." Der Herbst kam mit warmen sonnigen Tagen heran. Anton erholte sich zusehends. Mit den aufsteigenden Kräften fühlte er, daß mit dem Verzicht auf Marie der Abschluß seines Lebens nicht stattgefunden hatte. Er war an Arbeit gewöhnt. Je stärker die Lebenswellen in seinem gesunden Körper kreisten, desto lebhafter regte sich in ihm das Bedürfnis nach Betätigung. Er holte seine Bücher hervor; er machte Schreibübungen mit der linken Hand und erlangte bald eine gewisse Fertigkeit darin. Er hatte auch im Sinn, bald die Stelle an der Eisenbahn anzutreten, die für ihn offen stand.

Der Geologe kam ins Land. Er war Anton, der sich wieder rüstig fühlte, willkommen. Sie machten zusammen Exkursionen. Das Ziel ihrer Wanderungen war sehr oft das Buchenwäldchen und das Gebirge dahinter. Droben klopfte der Geologe am Gestein herum und Anton nahm Messungen vor. Eines Tages kehrte er auf dem Rückweg in Altdorf ein und erzählte von den veränderten Wasserläufen am Berg, die zur Folge hatten, daß der Wildbach immer näher an das Buchenwäldchen rückte. Ja, er lud den Onkel ein, mit ihm zu kommen und sich mit eignen Augen zu überzeugen. Er brachte dies mit Ruhe und scheinbarer Gleichgültigkeit vor, als ob er den darauf bezüglichen Vorgang im Maiensäß ganz vergessen habe und die Frage der Rüfe zwischen ihm und dem Onkel überhaupt nie zur Sprache gekommen sei. Der Onkel fuhr auf: „Junge, bist du wieder närrisch geworden, seitdem du genesen bist? Komm mir nicht wieder mit der Rüfe, sonst sind wir geschiedene Leute.“ Als Anton weg war, ließ er ein fürchterliches Donnerwetter gegen ihn los. Am Abend kam Marie ins Pfarrhaus und bat An-

ton, die Sache nicht mehr zu erwähnen, um den Vater nicht zu reizen. Er antwortete gelassen, was er gesagt habe, sei nur die Einleitung zu späteren Auseinandersetzungen und Vorschlägen; er müsse jedoch damit warten, bis Josef wiederkomme, unterdessen spreche vielleicht der Wildbach selbst ein Wort zum Onkel.

Der Advokat kam nun öfters nach Altdorf mit seinen Berichten. Der Prozeß ging seiner Entscheidung entgegen und zwar einer unwiderruflichen, wie er behauptete. Er nahm immer seine Kleine mit und überließ sie Marie, während er sprach. Ja, es kam vor, daß er sie bei Marie ließ, während er weiterfuhr, um andere Geschäfte zu erledigen, und erst am Abend bei seiner Rückkehr abholte.

Eines Tages kam er ohne die Kleine. Er sprang vom Wagen und eilte auf das Haus zu. Kaum hatte er die Stube betreten, so rief er freudig erregt zu dem am Fenster sitzenden Peter: „Herr Bärtschi, ich gratuliere, die Entscheidung ist gefallen, der Prozeß ist gewonnen.“

Den Bauer durchfuhr es wie ein Sonnenblick nach

langer Regenzeit, aber er tat nicht dergleichen, sondern sagte bloß: „Zeit war es.“
Der Advokat kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er jetzt einen der schönsten Momente seines Lebens hatte. Aber heute nahm er ihm seine lakonische Antwort nicht übel. Er sprach nichts weiter vom Prozeß, sondern fügte hastig hinzu: „Es tut mir leid, daß ich Ihren Kindern nicht gleich die glückliche Nachricht überbringen kann. Josef ist selbstverständlich an der Grenze, aber die Tochter? Ist sie nicht zu Hause?“
„Sie sitzt unter dem großen Nußbaum, links vom Hause.“
„Wenn Sie erlauben, würde ich gern ein Wort mit ihr sprechen.“
„Warum sollte ich es nicht erlauben?“ erwiderte Peter huldvoll, „gehen sie nur zu ihr.“ Im Grunde konnte er den Augenblick kaum erwarten, allein zu sein, um seiner Freude freien Lauf zu lassen. Als der Advokat gegangen war, trommelte er mit den Fingern gegen die Fensterscheibe, versetzte dem Geraniumstock einen kleinen Puff, riß ein paar Blüten weg, die er zwischen den Fingern

zerrieb, öffnete seinen Geldschrank und klimperte mit den Goldmünzen, schloß ihn wieder, kraute sich mit der Hand hinter den Ohren und begab sich schließlich in den Stall zu seinen Rindern. Von hier aus sah er, daß der Advokat vom Nußbaum herkam und schnell davonfuhr.

Zu gleicher Zeit lief Marie in die Küche, warf sich Bäbi an den Hals und rief verstört: „Bäbi, hilf mir."

„Kind, was hast?" fragte diese erschrocken.

„Bäbi, hilf mir," wiederholte Marie, „ich glaube, ich habe dem Advokaten einen Korb gegeben."

„Bist verrückt? Was ist denn geschehen?"

„Weiß ich es selbst? Ich saß unter dem Nußbaum und häkelte. Da kam er zu mir und erzählte, daß wir den Prozeß gewonnen haben, aber für ihn stehe etwas viel Höheres auf dem Spiel."

„Aha".

„Dann sprach er von seiner Vereinsamung und von der armen Kleinen, die keine Mutter habe."

Bäbis Gesicht fing an zu strahlen wie eine Wiese im Sonnenschein.

„Dann, ja dann fragte er mich, ob ich ihm eine treue Lebensgefährtin, seinem Kinde eine liebevolle

Mutter werden wolle. Ist das nicht ein Heiratsantrag?"

„Und ob, Marie, wie kommst du zu der Ehre?"

„Ehre?" fragte Marie erstaunt. „Bei einem Heiratsantrag handelt es sich doch um die Liebe."

„Um beides, Marie, um beides. Und dann?"

„Mir stand das Herz still vor Schrecken und ich konnte nichts antworten. Nach einer Weile fragte er, ob der Ingenieur Tauer ihm im Wege stehe, und ich erwiderte: „Ja, den Anton habe ich lieb und werde nie einen andern lieb haben." Bäbi mußte sich an dem Küchentisch halten. „O, du Kindskopf, stöhnte sie, wer wird den Anton heiraten wollen, wenn man den Advokaten haben kann, der jetzt sozusagen der Herr von Blumau ist." Marie trat einen Schritt von ihr zurück. „Nun habe ich es," rief sie empört, „ich bin zu dir gekommen, Bäbi, wie zu einer Mutter, der man sein volles, geängstigtes Herz ausschüttet und Trost erwartet, und du antwortest mir auf diese Art. Aber warte, diesmal habe ich am Vater einen Verbündeten. Er hat den Advokaten nie leiden mögen, er hat ihn immer einen armen Schlucker

genannt, weißt du es noch? Er wird mir recht geben; er hat die Mutter aus Liebe geheiratet und er wird wissen, wie es mir ist."

„Nimm dich in acht, armes Ding," warnte Bäbi. „Der Vater wird dir nicht beistehen. Er nannte den Advokaten einen armen Schlucker, solange er es war, jetzt ist er der Vater der kleinen Blumauerin, und dein Vater kann viel zu gut rechnen, um nicht zu wissen, was das zu bedeuten hat."

Marie hielt sich die Ohren zu und rannte aus der Küche. „Bäbi, Bäbi," rief sie noch zurück, „so gemeinen Sinn hätte ich dir nicht zugetraut."

Bäbi war außer sich, daß Marie ihr Glück mit Füßen trat. Am Abend, als im Hause alles still wurde, rief sie Peter in die Küche und teilte ihm das Vorgefallene mit. Sie hatte richtig geraten, der Vater war über die Tochter empört, die einen solchen Antrag kurzweg zurückwies, ohne mit ihm auch nur Rücksprache zu nehmen. Beide waren sofort eins, daß die Verlobung unbedingt stattfinden müsse. Nur über die Art, wie man Marie dazu bringen könnte, gingen ihre Meinungen auseinander. Peter wollte sie einfach durch ein katego-

risches „Ich will“ zur Vernunft bringen, während Bäbi gelindere Mittel vorschlug. „Man muß vorsichtig sein,“ meinte sie. „Mädchen haben in Liebessachen ihren Kopf, ich weiß es aus Erfahrung. Widerspruch tut nicht gut, man muß sie mit Liebe und Güte überreden.“

In der Nacht schliefen beide schlecht, Peter aus Zorn, Bäbi aus Angst, daß er gegen die Tochter zu scharf vorgehe, denn Marie war im Grunde eine gar gute und sanfte, die man nur mit Sammetpfoten anrühren sollte. Bäbi ging in sich. Sie bereute ihre Schärfe des Tages und bereute auch, daß sie den armen Anton gegen die glänzendere Partie des Advokaten so zurückgestellt hatte. Am Morgen nach dem Frühstück fragte Peter nach Marie; Bäbi wies ihn nach der Altane, wohin Marie sich ohne zu frühstücken begeben hatte und wo sie sich jetzt allein befand. „Nur vorsichtig, nur ruhig,“ flüsterte sie ihm zu. Aber schon am energischen Schritt, mit dem er hinaufstieg, merkte sie, daß ihre Warnung vergeblich war. Sie lauschte in der Küche und hörte die zornige Stimme Peters und die demütige

Maries, ohne etwas zu verstehen, denn die Worte gingen in dem Gestampfe verloren, mit welchem Peters Füße den Boden bearbeiteten. Bäbi erschrak; denn das war immer ein Zeichen, daß er sich in höchster Erregung befand. Sie konnte nicht länger an sich halten und stieg leise ein paar Tritte hinan. Nun hörte sie die zornig hervorgestoßenen Worte: „So, den Anton willst du heiraten, den armen Schlucker, der nicht einmal ganze Glieder mehr hat, und deswegen hast du dem Erben von Blumau einen Korb gegeben?“

Marie erwiderte mit ihrer sanftesten Stimme: „Aber lieber Vater, ich habe gar nicht gesagt, daß ich Anton heiraten will.“

„So, auch leugnen willst du es? Gut, daß du dich wenigstens über den Unsinn schämst.“

„Ich habe ja nur gesagt, ich habe den Anton lieb und könne keinen andern heiraten.“

„Und das soll nicht heißen, daß du ihn heiraten willst?“

„Aber, lieber Vater, er will mich gar nicht.“

Das Stampfen wurde häufiger und heftiger. „Der Anton will dich nicht. Warum will er dich nicht?“

„Weil ich ihm nicht genüge. Bevor er in den Krieg zog, war ich ihm recht und er hatte mich lieb. Aber seitdem er die Greuel des Krieges gesehen, hat er keinen andern Gedanken, als wie man die Menschen zum Frieden erziehen könnte. Daneben kommt nichts mehr auf. Ich aber muß ihn dafür nur um so mehr lieb haben und bewundern. Ja, Vater, Anton überragt uns alle wie dort die Hochfluh den Krähenbühl."

Bäbi hörte, daß Peter jetzt nicht nur den morschen Boden der Altane zerstampfte, sondern auch mit den Fäusten gegen das wackelige Geländer schlug. Da, ein Krachen, ein Gepolter, daß die Stiege zitterte. Bäbi eilte voll Schrecken hinauf und sah durch die offene Türe in die leere Luft. Die Altane war weg, von unten kam ein Wimmern. Ihrer kaum mächtig, flog sie wieder hinunter und rief den alten Knecht und Waldsusi herbei. Alle drei begaben sich an die Unglücksstätte unter der Altane. Peter lag unversehrt unter den Sonnenblumen und Georginen Waldsusis, die mit ihrem dichten Strauchwerk seinen Fall gemildert hatten. „Peter, Peterli," jammerte Bäbi, „was ist geschehn?"

Er richtete sich auf, griff sich an die Stirn und fragte in halber Betäubung: „Wo ist Marie?“ Diese wurde unter den Brettern hervorgezogen. Mit ihr stand es schlimmer. Waldsusi nahm sie in ihre Arme, denn sie wankte und war blutüberströmt. „Vater,“ hauchte sie, hast du dir weh getan?“ „Ich nicht, aber du, Kind?“ würgte er schreckensbleich hervor.

Sie gab keine Antwort, ihre Sinne schwanden, und sie hing wie eine welke Blume an der Brust ihrer Freundin.

„Trage sie ins Haus, Waldsusi,“ rief Bäbi in Todesangst.

„Nein, ich,“ sagte Peter, der auf einmal fest auf den Füßen stand. Und er nahm sein Kind in die Arme und trug es behutsam ins Haus und bettete es sachte auf dem Sofa. „Ruft den Arzt,“ befahl er. Der Knecht eilte davon.

Waldsusi wusch der Ohnmächtigen Hals und Gesicht. Das Blut kam aus einer Wunde an der Schulter, die von einem Nagel herrührte. Marie kam nach und nach zu sich und sah sich wie im Traum um. Ihr Blick fiel auf ihren

Vater. Sie streckte ihre Arme nach ihm aus. „Vater," lallte sie, „um Gotteswillen stirb mir nicht. Denke auch, Mutter ist tot, Anton will mich nicht, ich habe niemand anders als dich." Peter wandte sich ab; er konnte ihr nicht in die Augen sehen. In diesem Augenblick glich sie ganz ihrer Mutter, die auf seine jähzornige Rede immer ein sanftes Wort hatte.

Bäbi hatte den ersten Schrecken schon überwunden. „Peterli," sagte sie beruhigend, „habe keine Angst, es geht ihr nicht ans Leben, schau, ihre Lippen werden rot. Und du, Marie, bist noch nüchtern, ich bringe dir Kaffee." „Ja," erwiderte Marie zur unaussprechlichen Freude aller. Und sie schlürfte den Kaffee, der in der Tat Wunder tat. Sie richtete sich auf und tastete an sich herum; sie hatte da und dort Kontusionen, die Schulter blutete. „Ich glaube, ich bin ganz," versuchte sie zu scherzen. „Aber denkt, was hätte geschehen können? Vater bleibe bei mir."

„So, so, Marie, sei jetzt nur ruhig," erwiderte er gar sänftiglich und drückte sie in das Kissen nieder. „Mir ist nichts geschehen und dir hoffentlich nicht viel."

Bäbi hatte sich ganz ermannt, seitdem sie die Wirkung ihres Kaffees bemerkt hatte. „So, das hätte schlimm werden können," sagte sie, „aber Gott sei Dank, das Blumengesträuch Waldsusis war ein weiches Bett. Nun gehe ich und hole die Tante, die weiß überall Rat."

Atemlos kam sie im Pfarrhaus an und berichtete das Vorgefallene. Alle erschraken. Die Frau Pfarrer warf einen besorgten Blick auf ihren Sohn und bemerkte, daß die Zeitung in seiner Hand heftig zitterte. Sie machte gleich Anstalt, mit Bäbi zu gehen, aber diese war noch nicht fertig. „Im Grunde genommen hat der Bauer den Schrecken verdient," sagte sie, „er hat es der armen Marie gar zu arg gemacht. Es ist wahr, sie hat ihn furchtbar geärgert; — hier darf ich es sagen, aber es soll nicht weiter gehen, — sie hat einen regelrechten Heiratsantrag des Advokaten rundweg abgewiesen, ohne dem Vater ein Wort davon zu sagen. Und sie hat sowohl dem Advokaten als dem Vater gesagt, warum; wir wissen es ja alle, sie hat von Kind an nur einen lieb gehabt und —"

Anton riß die Türe auf und flog davon, die Eltern traten mit Bäbi den Weg nach Altdorf an. Als sie das Haus verließen, sahen sie, daß Anton ihnen auf dem gleichen Weg weit voraus war. Anton erschien in der Türe, bleich und angstvoll und doch mit dem Widerschein innern Glückes in den Zügen. „Marie, was ist dir geschehen?“ fragte er voll Angst und Jubel zugleich.

Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Anton, du kommst wieder zu mir? Dann ist alles gut. Aber warum erst, wenn mir ein Unglück widerfährt?“

Er hob seinen Armstumpen in die Höhe. „Konnte ich es wagen? Du das blühende Leben, ich ein Invalide?“

Sie fühlte keine Schmerzen mehr, sie richtete sich auf. „Das?“ fragte sie mit strahlenden Augen. Anton neigte sich über sie und flüsterte ihr das Wort ins Ohr, auf das sie so lange gewartet hatte. Dann blieben sie stumm und sahen sich selig an. „Vater, hast du noch das Herz, uns zu trennen?“ fragte sie nach langer Pause. Da erhob sich der Vater stillschweigend und räumte Anton den Platz neben der Tochter ein. Mit gesenktem Haupt verließ er die Stube.

Die Eltern kamen, und als sie den Stand der Dinge sahen, entfernten auch sie sich rasch. Der Arzt kam; er fand bei der Kranken keine gefährlichen Verletzungen und stellte baldige Genesung fest. Peter war den ganzen Tag unsichtbar.

Am Abend saß er bei Bäbi in der Küche und ließ sich von ihr trösten. Obwohl er sich über Bäbis Einfalt hoch erhaben dünkte, hatte er doch manchmal das Bedürfnis, sich von ihr bemuttern zu lassen. Eine solche Stunde war da. „Das ist nun so geworden," klagte er, „ich habe meine Tochter in eine Familie hingeben müssen, die ich nicht leiden kann. Den Anton könnte ich vielleicht noch ertragen, wenn er nicht immer von der Rüfe spräche, und die Alte ist mir recht. Aber der Alte, der Pfarrer, der Hochmutsnarr, der über einen so hinwegschaut!"

„Den mußt du eben auch mit in den Kauf nehmen," sagte Bäbi.

„Oder wäre es vielleicht besser gewesen, ich hätte den Anton zur Türe hinausgewiesen?"

„Das konntest du doch nicht, Peterli, nach dem Unglücksfall, den du mit deinen groben Füßen

und Händen herbeigeführt hast. Und bedenke auch die große Liebe, die das Kind zu dir hat. Bei allen ihren Schmerzen dachte sie nicht zuerst an sich, sondern an ihren lieben Vater."

„Gerade wie ihre Mutter selig, weißt du noch, Bäbi? Wenn ich gegen sie zornig war, sah sie mich mit einem Blick an, als ob nicht sie, sondern ich zu bedauern wäre. Dann gab ich ihr wieder gute Worte, nicht wahr, Bäbi?"

„Gewiß, Peterli, du warst mit ihr nicht so schlimm, wie die Leute sagten."

So klagte Peter und so tröstete Bäbi noch eine Weile fort. Zum Schluß sagte sie noch: „Nun sind sie halt verlobt und das läßt sich nicht ändern, denn Ehen werden im Himmel geschlossen. Und nun, Peterli, mache gute Miene zum bösen Spiel, gehe hinein und wünsche ihnen Glück und freue dich mit den andern. Der Pfarrer und die Pfarrerin sind auch drinnen und die werden über das Glück ihres Anton im siebenten Himmel sein. Jetzt ist halt die Verwandtschaft doppelt."

Es war von Bäbi nicht wohlgetan, Peter daran zu erinnern. Die weiche Stimmung schwand und

die gewöhnliche, unverträgliche gewann wieder die Oberhand. „So, ich soll hinein und Glück wünschen und meinem lieben Schwager die Hand reichen und wohl gar danken, daß er mir meine Tochter und mit ihr die Hälfte meines Vermögens wegnimmt? Wart, Bäbi, das wird geschehen, wenn der Wildbach aufwärts fließt. Und jetzt, Bäbi, laß dir sagen, meine Tochter hat ihren Willen gehabt und macht eine schlechte Partie, aber jetzt will auch ich meinen Willen haben, und mein Sohn wird eine gute machen. Ich bin im Ärger heute weit hinaufgestiegen, wo man auf Altdorf und Rüfenau heruntersieht, und habe mein Gut mit andern verglichen. Es gibt nur eins, das sich mit dem meinigen messen kann. Du weißt, es gehört der Familie Weber. In dem Haus sind drei Töchter zu haben. Dort soll Josef um eine anklopfen, und es wird nicht nein heißen. Eine Weber wird in Altdorf einziehen; sie mag ihm gefallen oder nicht, und wenn er widerspricht, werde ich —"

Ein Klirren unterbrach Peters Rede. Waldsusi, die am Abwaschen war, hatte eine Schüssel fallen lassen, die zu Peters Füßen zerschellte.

„Kannst nicht aufpassen?“ rief Bäbi, die ihrem Jammer und Zorn über das Gehörte auf keine andre Weise Luft machen konnte. Peter stieß mit dem Fuß unwillig die Scherben weg und verließ die Küche. Aber er begab sich nicht in die Stube, sondern in seine Schlafkammer, wo sie ihn noch lange auf- und abschreiten hörten.

Waldsusi brachte Marie zu Bett und legte sie sanft in die Kissen. „Er hat endlich das Wort gesprochen,“ sagte Marie mit einem seligen Lächeln zu ihr aufblickend.

„Nicht wahr? Die Stunde mußte einmal kommen,“ antwortete Waldsusi. „Und nun schlafe wohl, und wenn du etwas willst, so rufe.“

„Schlafe du auch wohl. Aber was hast du, Waldsusi? Du bist so schrecklich bleich, bist du krank?“

„Nein,“ sprach Waldsusi, löschte rasch das Licht und legte sich zur Nachtruhe hin, die sie nicht fand.

* * *

Die Hoffnung, daß der Krieg bald beendet sei, erfüllte sich nicht. Seine Wogenschläge, die durch Europa brandeten, schienen zwar an der kleinen

Schweiz abzuprallen, aber kein Schweizerherz konnte sich so recht des Friedens erfreuen, während die Völker ringsum aus tausend Wunden bluteten. Dennoch gab es noch glückliche Menschen auf dieser armen Erde. Anton und Marie schlossen nach kurzem Brautstand den Bund für das Leben und nahmen ihren Sitz im Bezirksstädtchen.

In Altdorf wurde es einsam, um so mehr als auch Josef mit kurzen Unterbrechungen noch immer an der Grenze weilte. Alle vermißten schmerzlich das versöhnende Wesen Maries, das die Unebenheiten zwischen den Hausgenossen glättete. Dem Vater fehlte die Tochter überall, obwohl er es weder sich selbst noch den andern eingestehen wollte. Um seinen trüben Gemütszustand zu verdecken, gab er sich unwirscher und herrischer als je; dazu war er mit Arbeit überbürdet. Durch die langandauernde Grenzbesetzung stellten sich wirtschaftliche Mißstände ein; es fehlten die Hände für seine große Landwirtschaft. Er selbst arbeitete sich fast zu Tode, und Waldsusi war unermüdlich in Haus und Feld, ohne sich jemals zu beschweren. Aber fast schien es, daß auch sie unter

dem Druck, der auf dem Hause lastete, leide; die Fröhlichkeit war von ihr gewichen, und man hörte sie nie mehr singen. War es weil sie niemals ein Wort der Anerkennung vom Bauern hörte, hatte sie Heimweh nach Marie, oder war sie durch die allzu schwere Arbeit ermüdet? Es war daher allen wie eine Erlösung, als Josef schrieb, er komme wieder auf Urlaub nach Hause. Zwar wurde die Freude durch den Nachsatz herabgestimmt, man möchte sich noch ein paar Tage gedulden, da er zuerst bei Anton und Marie einkehren wolle, um einmal ein glückliches Menschenpaar zu sehen.

Dies war nicht der wahre Grund seiner verzögerten Heimkehr. Anton, mit dem er fleißig korrespondierte, hatte ihn dringend ermahnt, sich bei ihm einzustellen, um sich über Maßnahmen betreffend die Rüfengefahr zu besprechen, die in letzter Zeit größer geworden war. Es war ein schwieriges Thema. Anton war durch die Untersuchungen des Geologen und seine eigenen Beobachtungen zur Überzeugung gekommen, daß früher oder später eine Katastrophe eintreten müsse. Ein Strich am

Berg war faul, und von da fiel beständig Geröll in die Tiefe. In letzter Zeit hatte es sich so gehäuft, daß es mit dem Buchenwäldchen fast eben stand, und es war zu befürchten, daß mehr nachfolge. Wenn es einmal den Wald überragte, nahm das Wasser den Lauf nach diesem, fand sein altes Bett, stürzte als Wasserfall über die Felsenstaffel und floß von da nach Altdorf. In dem Fall war Altdorf dem Untergang geweiht. Anton war der Ansicht, oben am Berg müsse verbaut werden. Ein so kostspieliges Werk konnte nur mit Hilfe des Bundes zustande kommen. Wie könnte man das erreichen? Die Initiative mußte vom Bedrohten, dem Onkel, ausgehen, denn von den Rüfenauern war nichts zu erwarten, ihre Wohnstätten lagen hoch und sicher. Das größte Hindernis war aber der Onkel selbst. Er hielt am Glauben fest, daß keine Gefahr vorhanden sei, daß der Wildbach nie zwischen Altdorf und Rüfenau geflossen und die Zerstörung des alten Dorfes eine Sage sei, die jeden Grundes entbehre. Eine gegenteilige Behauptung hatte er immer für eine persönliche Beleidigung angesehen

und war darüber in Zorn geraten. Anton wollte den Versuch machen, den Onkel zu einem Gang mit ihm nach dem Wäldchen zu bewegen. Er sagte, die Anzeichen der Gefahr seien gegenwärtig so klar, daß sie selbst einem Laien in die Augen springen müßten, überdies wolle er ihm durch Messungen beweisen, daß verschiedene Bächlein, die vom Berge herunterrannen, in kurzer Zeit eine Schwenkung nach dem Wäldchen nehmen würden. Josef versprach sich von diesen Maßnahmen keinen großen Erfolg; er fürchtete, daß an der Halsstarrigkeit des Vaters alle Beweisgründe abprallen werden, da er aber keinen andern Ausweg wußte, nahm er den Vorschlag Antons an. Als dies zwischen den Jünglingen erledigt war, begab sich Josef noch nach Blumau, um eine andre Angelegenheit ins Reine zu bringen, die ihm am Herzen lag. Der Vorfall zwischen der Schwester und dem Advokaten war ihm peinlich gewesen, und er hatte den Wunsch, den von ihm hochgeschätzten Mann zu versöhnen. Hier hatte er Glück. Der Advokat kam ihm mit der alten Herzlichkeit entgegen, und Josef dankte ihm auf-

richtig für die glückliche Durchführung des Prozesses. Bevor er damit zu Ende war, trat eine junge Dame mit dem wundersamen Kind im Arm in das Zimmer. Der Advokat stellte sie als eine Cousine seiner verstorbenen Frau und als seine Verlobte vor. Die Dame erzeigte sich sehr liebenswürdig gegen Josef, erkundigte sich nach Marie und sprach die Hoffnung aus, sie persönlich kennen zu lernen, um so mehr als auch das Kind, das sie ja in ihr Herz geschlossen hatte, sich noch ihrer erinnere. Dabei wechselte sie mit dem Verlobten einen lächelnden, verständnisvollen Blick, den Josef so deutete, daß der Zwischenfall mit Marie ihr nicht unbekannt sei.

Voll Dankbarkeit verließ er das Haus. Mit gemischten Gefühlen schlug er den Weg heimwärts ein. Er war voll Freude, nach Hause zu kommen, und zugleich voll Sorge über das, was er mit Anton besprochen hatte und was nun kommen mußte.

Peter hatte seinen schlimmen Tag gehabt. Er war nicht nur durch Josefs Ausbleiben ungeduldig geworden, auch sein letzter Brief hatte ihn gründlich

mißstimmt. Josef hatte, wie alle seine Kameraden, die zu Hause etwas zu tun hatten, den Grenzdienst satt und sehnte sich nach seinen gewohnten Beschäftigungen. Durch den langen Dienst gelangweilt, wurde er inne, wie sehr er an seiner Landwirtschaft hing. Er schrieb dem Vater vom Segen der Arbeit und wie gern er das müßige Exerzieren gegen die anstrengende Feldarbeit tausche. Der Vater, der die militärischen Übungen für ein angenehmes Soldatenspiel hielt, sah in dieser Bemerkung eine Hintansetzung seiner Leistungen. Zum Überfluß hatte Josef auch einen großen Pack Sämereien beigelegt, die er von der landwirtschaftlichen Schule her kannte und auf dem Gut verwenden wollte. Peter, der überall Neuerungen witterte, hatte sie Bäbi übergeben mit dem Befehl, sie den Hennen zum picken zu geben. Heute hatte er sie aber wohlverwahrt in einer Schublade gefunden. Bäbi, darüber zur Rede gestellt, hatte ihm zu verstehen gegeben, man könne dem armen Jungen nicht so die Hände binden, daß er auf seinem Gut nicht ein paar Samen in die Erde senken dürfe. Peter hatte überhaupt die Wahr-

nehmung gemacht, daß Bäbi sich bei Meinungsverschiedenheiten hie und da auf die Seite Josefs stellte und sich gegen seine Anordnungen auflehnte. Bäbi rebellisch geworden! Der Gedanke ließ sich gar nicht fassen; er erfüllte ihn mit Zorn, Unwillen, manchmal mit Wehmut. Überwog die letztere, so machte er Andeutungen, daß er zu seinem Sohn Georg nach Amerika auswandern wolle, um hier niemand im Wege zu sein. Es vermehrte seinen Ärger, daß niemand im Haus darüber in Schrecken geriet. In der Tat mußten alle über die schlecht gewählte Drohung heimlich lachen. Heute nun brachte der Postbote einen Brief, während alle beim Mittagessen saßen. „Von Georg," sagte Peter fast feierlich, erbrach ihn bedächtig und las ihn langsam durch. Dann legte er ihn schweigend auf den Tisch. „Sind drüben alle gesund?" fragte Bäbi. „Einmal schreiben können sie noch," umging er die Frage. „Die Amerikaner" hatten sich wieder einmal über den Krieg ausgelassen. Alice nahm leidenschaftlich Partei für England, das durch Deutschland herausgefordert worden war und wünschte Pech und

Schwefel auf dieses herab. Georg sekundierte natürlich. Peter schwur ein paarmal des Tages, er sei neutral; im Grunde haßte er die Engländer. Zwar kannte er nur einen, aber dieser genügte, ihm die ganze Nation widerwärtig zu machen. Und er behauptete, er habe Grund dazu. Als er sich einmal im Maiensäß allein befand, sei ein spindeldürrer Engländer heraufgekommen, habe die ganze Wiese nach Bergblumen durchstampft, und als er ihm sein Tun verwies, habe er ihm für den Schaden einen Franken darreichen dürfen. Darauf habe er ihn unter die Arme gefaßt, ihn im Bogen über seine Wiese hinausgeschleudert und ihm auch seinen Franken nachgeworfen. Nun war er über Alice und Georg, welchen er den Vorgang erzählt hatte, über die Maßen empört. In dieser Verfassung befand er sich, als Josef eintraf. Dieser war froh gestimmt. Die Freude, nach Hause zu kommen, hatte unterwegs alle Sorgen in den Hintergrund gedrängt. Er stürmte in die Stube, faßte den Vater bei den Händen und sagte warm: „Vater, da bin ich endlich.“

„Ja, endlich,“ erwiderte der Vater.

„Noch nie bin ich so gern nach Hause gekommen," fuhr Josef fort. „Aber die leere Stelle, wo die Altane stand, ist schauerlich. Wenn das Strauchwerk Waldsusis nicht gewesen wäre!"

„So, auch du? Das hätte ich nun zur Genüge gehört."

„Aber, Vater, wie leicht hättet Ihr beim Fall auf der harten Erde tot bleiben können, du und Marie."

„Wir sind eben nicht tot geblieben," sprach der Vater kühl.

„Nein, gottlob."

Darauf trat eine Pause ein.

„Marie und Anton lassen dich grüßen," nahm Josef wieder auf. „Sie sind ein so glückliches Paar, daß es eine Freude ist, sie zusammen zu sehen."

„Schämen sollten sie sich."

„Warum soll man ihnen nicht die Freude gönnen?"

„Meinetwegen."

Wieder Pause.

„Wo ist Waldsusi?" fragte jetzt Josef, sich umsehend.

„Wo wird sie sein, als wo sie hingehört? In der Küche oder im Stall wird sie sein.“

Aber Waldsusi trat eben mit dem Milchkrug in die Stube, stellte ihn auf den Tisch und reichte dann Josef zum Willkommen die Hand. Sie setzten sich zum Abendessen nieder und der Bauer erzählte dem Neuangekommenen nach alter Gewohnheit die Dorfneuigkeiten, die sich um Hochzeiten und Todesfälle drehten. „Auch Conrad Weber ist gestorben, er hinterläßt ein großes Vermögen und drei Töchter.“

„Das ist brav von ihm,“ sprach Josef, dessen Fröhlichkeit trotz dem frostigen Empfang heute abend nicht niederzuhalten war.

„Freilich ist das brav von ihm, kennst du seine Töchter?“

„Gewiß, die Grete, die mit mir konfirmiert wurde; sie hatte einen so schiefen Mund, daß man sie nicht vergessen kann. Die zwei andern sind alt, uralt, so um die dreißig herum.“ Dann wandte er sich an Waldsusi. „Was meinst, Waldsusi, morgen arbeiten wir wieder zusammen, willst?“

„O, wie gern,“ erwiderte sie mit aufleuchtendem Blick.

„Weißt du noch, wie wir damals am Tage meiner Abreise zum Militärdienst die große Wiese gemäht haben? Das war schön.“

„Ja.“

„Ich habe beim langweiligen Exerzieren oft daran gedacht.“

„Nun, Josef,“ rief der Vater ungeduldig, „höre mit den Narreteien auf, und du, Waldsusi, räume ab und geh ins Bett. Freilich werden wir morgen arbeiten und zwar alle drei zusammen.“

Der Bauer nörgelte und zankte den ganzen Abend in der Stube, in der Küche hörte man nach langer Zeit Waldsusi wieder singen.

Am nächsten Sonntag stellte sich nach Verabredung Anton ein. Josefs Fröhlichkeit war während der Woche verflogen. Er und nicht weniger Anton waren sich der schweren Aufgabe vollkommen bewußt, den Vater für ihren Plan zu gewinnen. Beide waren auf Kämpfe vorbereitet. Anton rückte auch ohne Umschweife mit seinem Anliegen hervor. „Lieber Onkel und Schwiegervater,“ sagte er nach der ersten Begrüßung ruhig und bescheiden, „ich bin hergekommen, um mit dir über eine ernste

und wichtige Sache zu sprechen, die dir unangenehm ist. Ich kann es uns beiden leider nicht ersparen, denn mein Gewissen drängt mich dazu."

„Lieber Neffe und Schwiegersohn," erwiderte der Onkel ebenso ruhig, so daß Anton und Josef verwundert aufhorchten, „so sprich!"

„Es betrifft die Rüfe."

„Natürlich."

Die Verwunderung der beiden wuchs. Keine Spur von Aufregung oder Zorn war am Vater zu bemerken.

„Droben muß verbaut werden."

„So verbaut, ich habe nichts dagegen."

„Das ist schneller gesagt als getan. Vor allen Dingen brauchen wir deine Hilfe, Onkel, Altdorf ist bedroht; wir sind der Ansicht, du solltest darüber der Gemeinde eine Eingabe machen."

„Wer in Rüfenau glaubt mir?"

„Du mußt zuerst selbst glauben, darum bitte ich dich dringend, komm heute mit uns nach dem Buchenwäldchen. Die Gefahr liegt jetzt so auf der Hand, daß man unmöglich die Augen davor verschließen kann."

„Und warum sollte ich nicht kommen? Ich war in letzter Zeit jeden Sonntag droben.“

„Du, Vater?“ fragte Josef erstaunt.

„Gewiß. Ich habe droben von ein paar Strolchen, die zu nichts anderm gut sind, arbeiten lassen und mußte nach dem Stand der Arbeit sehen.“

Der Vater sprach heute in so sanftem Ton, daß den beiden ganz schwül wurde. Sie machten sich auf den Weg. Beim Gehen setzte Anton die Beobachtungen des Geologen auseinander; der Onkel ließ ihn reden, ohne zu antworten. Sie erreichten das Wäldchen; es hatte in den letzten Tagen stark geregnet, der Boden war feucht, hie und da waren Wassertümpel. „Diese Lachen habe ich früher nie gesehen,“ bemerkte Anton, „der Boden ist von Wasser durchtränkt.“

„Das Wasser tut den Bäumen gut; Wasser müssen Menschen, Tiere und Pflanzen haben.“

Plötzlich blieb Anton wie angewurzelt stehen.

„Was ist das?“ fragte er, durch die Stämme blickend, „dort ob der kleinen Terrasse, wo die letzten Buchen Fuß gefaßt haben, zieht sich ein weißer Strich am Abhang aufwärts; er ist frisch.“

„Ja, er ist seit wenigen Tagen sichtbar," erwiderte der Onkel noch immer gelassen.

„Dort hat sich Geröll losgelöst und ist auf das andere hinuntergerutscht, der Schutthaufen muß nun höher stehen als der Wald. Aber um Gotteswillen, die Buchen sind verschwunden, wo sind sie?"

„Kommt nur mit, ich will sie euch zeigen," sprach der Vater ein wenig lauter als vorhin. Sie stiegen etwas höher. Da lagen die schönen, frisch gehauenen Stämme am Boden.

„Vater," schrie Josef, „was hast du getan? Die Buchen waren die einzige Schutzwehr gegen das rutschende Gestein."

„Was ich getan habe? Bin ich dir darüber Rechenschaft schuldig?" sprach der Vater mit seiner gewöhnlichen herrischen Stimme. Er stand auf einmal als ein ganz andrer Mann da, als der er sich auf dem Hergang erzeigt hatte, unbeugsam, gewalttätig. „Wozu glaubt ihr, dummen Jungen, daß ich euch hierher gefolgt sei? Aus keinem andern Grund, als um euch meinen Standpunkt klar zu machen, damit ich endlich vor euch und eurer Rüfe Ruhe habe. Mein Plan steht seit der Entscheidung

des Prozesses fest. Eine Anzahl Buchen wird gefällt und verkauft, denn ich will mich für die Kosten des Prozesses schadlos halten. Der obere Teil des Wäldchens wird vom Gestrüppe gesäubert, bewässert und gedüngt und Weide daraus gemacht. Die Weide werden mir die Rufenauer nicht davontragen, wie sie es bisher mit dem Holz gemacht haben. Ihr freilich wäret nicht so klug gewesen."

„Onkel," schrie nun auch Anton, „du gräbst dir und deinem Haus das Grab. Ich will dir durch Messungen beweisen —"

„Behalte deine Messungen nur für dich. Und nun steht da, so lange ihr wollt, und guckt den Abhang hinauf und nach Altdorf hinunter, ich habe euch ein für allemal meine Meinung gesagt und dabei bleibt es." Hiermit ließ Peter die beiden stehn und ging davon.

Anton und Josef waren niedergeschmettert. „Das ist mein Vater," sagte Josef, der ganz blaß geworden war. „Er wird seinen Vorsatz ausführen und noch mehr Buchen fällen, um uns seinen Willen zu zeigen. Dafür kenne ich ihn."

In tiefer Niedergeschlagenheit traten sie den Rückweg an und begaben sich ins Pfarrhaus. Pfarrer und Pfarrerin zeigten sich über den Ausgang der Unterredung nicht sehr überrascht, ja, sie hatten nichts anders erwartet.

„Josef," sprach Anton, der sich nach und nach wieder gefunden hatte, „du hast deine Pflicht getan, aber mit Unverstand und Verbohrtheit läßt sich nichts machen. Nun handle du."

Josef senkte den Kopf und sah vor sich hin.

„Gemach, mein Sohn," entgegnete der Pfarrer, „es ist für ihn schwer, gegen seinen Vater aufzutreten."

„Oh, wie schwer," wiederholte Josef, wieder aufblickend. „Das ist gleichbedeutend wie Bruch mit Vater und Vaterhaus."

Der Pfarrer sah voll Mitleid auf den Neffen, in dessen Zügen sich eine unverkennbare Qual wiederspiegelte. Er litt mit ihm. Am liebsten hätte er das ganze Vorhaben und das zu befürchtende Naturereignis Gott anheimgestellt, aber seine Gerechtigkeitsliebe ließ es nicht zu.

„Mein lieber Josef," begann er wieder, „auf eines muß ich dich aufmerksam machen, an das ihr alle

vielleicht nicht gedacht habt. Wird der Wildbach wirklich in seinem Lauf durch das Tobel gehemmt und findet er seinen alten Weg, so wird er jedenfalls viel Material mitbringen und zur Rüfe anschwellen, die nicht nur Altdorf, sondern auch die diesseits gelegenen Äcker und Wiesen der Rüfenauer zerstört."

„Und du besinnst dich noch?" fragte Anton vorwurfsvoll.

„Ja," erwiderte Josef auch vorwurfsvoll. „Anton, du bist von lieben Eltern auferzogen und wirst ihre Liebe niemals verlieren. Mein Vater hat sein Herz der Tochter zugewandt, für den Sohn bleibt nicht viel übrig. Handle ich gegen seinen Willen, so verliere ich ihn ganz; er verzeiht es mir nie. Für mich aber ist und bleibt er mein Vater."

Darauf schwiegen alle. Keines hatte ein Wort des Rates oder des Trostes mehr; sie sahen nur einen richtigen Weg, aber den mußte Josef selbst finden.

„Josef," sprach der Pfarrer endlich, und man merkte seiner Stimme die innere Bewegung an.

„Im Fall du dich dennoch entschließen solltest — man kann ja nicht wissen — die Gefahr wird immer größer — so frägt es sich noch, ob du dem Familienhaupt gegenüber das Recht der Initiative hast. Jedenfalls ist es vorsichtig, sich beizeiten bei einem Gesetzeskundigen Klarheit zu holen. In dieser Beziehung hast du die beste Quelle, der Advokat wird dir gern Aufschluß geben."

Diesen Vorschlag wies Josef nicht von sich. Er schien darüber nachzudenken und ging.

„Nun wird sich zeigen, ob Josef ein Mann ist," sagte die Pfarrerin, die bisher kein Wort gesprochen hatte, und sah ihm voll Teilnahme nach.

Josef kam ganz verstört nach Hause. Vater und Sohn wechselten kein Wort. Waldsusi bemerkte die Spannung. Am Abend nach getaner Arbeit begab sie sich in den Garten und erwartete Josef. Es regnete und sie setzten sich an ein geschütztes Plätzchen unter den Stubenfenstern. Wie oft hatte er sie da aufgesucht, wenn er sich durch Mißhelligkeiten mit dem Vater bedrückt fühlte, und sie hatte ihn getröstet und zur Geduld ermahnt. Für die Herbheiten des Bauern, „den man nehmen mußte,

wie er war," hatte sie immer ein begütigendes Wort gefunden. Heute Abend fand sie keins. Sie war im Dorf gewesen und hatte gehört, daß Peter Bärtschi im Wäldchen Buchen schlagen lasse, ohne das Forstamt zu begrüßen und dadurch den Lauf des Wildbachs gefährde. Die Sage von der Rüfe war wieder aufgetaucht; manche lachten, manche zeigten sich besorgt, aber alle waren der Ansicht, man sollte Peter Bärtschi endlich den Meister zeigen und ihm sein eigennütziges Tun verwehren. Aber keiner wagte es.

Als Josef in großer Erregung zu ihr trat und vom Vorfall im Wäldchen erzählte, war sie empört und hielt damit nicht zurück. „Welche bodenlose Verstocktheit," rief sie, „auf nichts eingehen zu wollen, nur um Recht zu behalten. Armer Josef, du gehst einer schweren Zeit entgegen." Dann fuhr sie gemäßigter fort. „Was die Rüfegefahr betrifft, so bin ich zu unwissend, um darüber eine Meinung zu haben. Aber Anton und der Geologe werden wissen, was sie sagen; wozu haben sie denn studiert, wenn sie nicht mehr wissen sollten als wir? Du mußt Vertrauen zu ihnen haben. Und

dann, wenn du von der Gefahr überzeugt bist, so prüfe dich und handle nach deinem Gewissen, ohne Rücksicht auf — deine Umgebung. Letzteres wiederholte sie mehrmals, bevor sie sich trennten. Josef begab sich in sein Schlafzimmer. Er hatte kein Bedürfnis nach Schlaf; ruhelos wanderte er auf und ab. Nur zu gut wußte er, daß er am Scheideweg zwischen einer Pflicht für das Allgemeine und einer persönlichen stand. Er mußte einen Entschluß fassen; die Menschen seiner Umgebung, vielleicht auch die Rüfenauer erwarteten es, die Verhältnisse forderten es. Er öffnete das Fenster; die Nacht war finster, kein Stern flimmerte am Himmel, der Regen floß in Strömen. Er hörte fernes Donnerrollen, oder war es das Tosen des Wildbaches? Nein, das war es nicht, der Wildbach, der durch das Tobel floß, war klein und zahm geworden; was es das Gepolter stürzender Schuttmassen oben am Berg? Es schüttelte ihn, eine solche Nacht konnte das Verderben bringen. Er trat vom Fenster zurück und nahm von Zweifeln und Ängsten gepeinigt seine Wanderung wieder auf. Er kämpfte und rang noch stunden-

lang. Und endlich hatte er sich durchgerungen und war mit seinem Gewissen im Reinen. Ja, er wollte handeln, ja, er mußte handeln. Zugleich stand auch sein Plan für die nächste Zeit fest. Gleich morgen wollte er zum Advokaten fahren und ihn über die Befugnisse, die ihm zustanden, befragen. Fiel die Antwort zu seinen Gunsten aus, so mußte er dem Forstamt die Anzeige machen, daß im Buchenwäldchen unbefugterweise Bäume geschlagen wurden, dann wollte er sich von Anton und dem Geologen ein Gutachten geben lassen und es der Gemeinde Rüfenau einreichen. Als er dies beschlossen hatte, warf er sich auf sein Bett und schlief ruhig ein paar Stunden.

Am Morgen ließ er anspannen und fuhr nach Blumau. Waldsusi stand am Fenster und sah ihm voll Genugtuung nach; Josef wußte nun, was er wollte und was er sollte. Da legte sich eine schwere Hand auf ihre Schulter, und als sie sich erschrocken umwandte, sah sie in das gerötete Gesicht des Bauern.

„So, Waldsusi," sprach er mit zornbebender Stimme, „jetzt wollen wir ein Wort zusammen

reden. Würdest du länger hier bleiben, so würde ich dir raten, für deine Unterredungen mit Josef einen andern Platz zu wählen, denn hier bin ich gestern Abend gestanden und habe jedes Wort vernommen, das ihr zusammen gesprochen habt. Josef will also gegen seinen Vater auftreten, und du bist die Schlange, die ihn dazu verleitet, du und Anton seid es. Ich muß über euch lachen und ganz Rüfenau wird lachen, wenn es bekannt wird, was ihr euch anmaßt."

„Aber das ist nicht zum lachen, wenn die Rüfe kommt," würgte Waldsusi zu Tode erschrocken hervor. „Anton und der Geologe sagen —"

„Was geht es mich an, was sie sagen? Das sind zwei Hochmutsnarren, die sich mit ihrer Weisheit wichtig machen wollen. Welcher vernünftige Mensch wird ihnen glauben?"

„Aber wozu haben sie studiert?"

„Damit es zwei Verrückte mehr in der Welt gebe. Und nun, Waldsusi, das beste kommt noch. Josef soll sein Gewissen fragen, wie er handeln soll. O nein, so ein Junge soll seinen Vater fragen. Doch, was stehe ich da und erhitze mich deinet-

wegen. Ich habe dich durchschaut und weiß sehr wohl, warum du Josef gegen mich aufhetzest. Du denkst, Herrin in Altdorf zu werden. Das wird geschehen, wenn der Wildbach aufwärts fließt und die Rüfe mitbringt, hahaha! Und nun fort, packe dich, du Bettelmensch, und setze den Fuß nicht mehr über meine Schwelle, bis die Herrin von Altdorf, die Grete Weber mit dem schiefen Munde, dich vielleicht als Dienstmagd wieder herruft."

Waldsusi stürzte hinaus, teilte im Vorbeigehen Base Bäbi das Vorgefallene mit und rannte wie von Furien gejagt den Berg hinauf. Nach einer Weile verlor sie den Atem und sank zu Boden. Als sie einigermaßen zur Besinnung kam, sah sie nach Altdorf zurück und brach in bitterliches Weinen aus. War dies das Ende in dem lieben Haus? Sie wurde mit Schimpf und Schande weggejagt und würde nie mehr zurückkehren. Marie, Josef, soll dies das Ende sein? Unendliches Weh erfüllte sie. Alles Gute, das sie in Altdorf genossen hatte, kam ihr in den Sinn, das Zusammenleben mit Base Bäbi und ihren Jugendgefährten,

die köstlichen Sonntagnachmittage bei der Frau Pfarrer, wo ihr eine neue Welt aufgegangen war, die Arbeit auf dem großen Bauerngut, die mit dem Gefühl verbunden war, sich nützlich zu machen. Und die beglückende Hoffnung, der Wunsch, ihr Leben lang Josef dienen zu dürfen, sich nie von ihm trennen zu müssen. Sie war nicht so ahnungslos wie Marie, sie war ja einige Jahre älter als diese; sie wußte sehr wohl, daß sie Josef lieb hatte, lieber als alle andern Menschen, ohne daß ihr jemals der verwegene Wunsch gekommen wäre, daß er sie heiraten könne. Sie liebte ihn selbstlos, aber nun konnte sie den Gedanken nicht fassen, daß sie ihm an der Seite einer andern Frau als Magd dienen sollte. Es regnete in einem fort; das Wasser troff ihr von den Kleidern, sie raffte sich auf und ging weiter. Bald kam sie an einem Kirschbaum vorbei, von welchem sie letzthin mit Josef Kirschen gelesen hatte; sie hatten viel gescherzt und gelacht und schließlich die Leiter mitzunehmen vergessen. Wenn dies der Bauer merkte, setzte es für Josef ein Donnerwetter ab. Mitten in ihrem großen Jammer mußte sie über das kleine Unglück lächeln. Sie wollte

ihm das Donnerwetter ersparen, ihm den letzten dürftigen Liebesdienst erweisen, es gab ja nichts anders. Sie hob die schwere Leiter auf ihre starke Schulter und trug sie nach Altdorf zurück. In den Schuppen durfte sie damit nicht gehen, aus Angst entdeckt zu werden. Sie stellte sie auf der Terrasse an der Rückseite des Hauses fest und schwang sie mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gegen das Dach hinauf. Dann eilte sie von dannen und sah sich nicht mehr um.

Josef traf den Advokaten nicht zu Hause. Er wartete bis am Abend, und als er nicht kam, fuhr er unverrichteter Dinge von Blumau ab. Er sah in den wetterschwarzen Himmel hinauf, der nach dem ununterbrochenen Regen erst recht seine Schleusen aufzutun schien, um ganze Wasserschwälle herunterzugießen; die Straße konnte das Wasser nicht mehr schlucken, der Talfluß trat hie und da über die Ufer, das Gras lag am Boden niedergedrückt, von den Bäumen hingen die Äste schwer herunter. Das Pferd schleppte sich mühsam durch den aufgeweichten Boden. Als es über die Brücke des Wildbaches trabte, fiel es

Josef auf, daß dieser von dem Unwetter nichts gespürt zu haben schien. Als unschuldiger Gesell schlängelte er sich wie heute früh durch sein Bett. Da erschütterte plötzlich ein Getöse die Luft; es war etwas Entsetzliches, Niegehörtes; was war es? Stürzten die Berge? War das Weltrad in Schwung gekommen? Die Rüfe! durchfuhr es Josef wie ein greller Blitz. Er trieb das Pferd zur Eile an, Rüfenau kam in Sicht; bald hatte er das Dorf erreicht. Er sprang vom Wagen, der Pfarrer trat auf ihn zu. „Josef, das Verhängnis ist da," sprach er ruhig, fast feierlich, „früher als wir ahnen konnten. Nimm dich zusammen, dein Gut steht unter Wasser."

„Der Vater," rief Josef schreckensbleich, ließ den Wagen stehen und wandte sich gegen Altdorf. Der Pfarrer faßte ihn am Arm. „Ruhig, Josef, ruhig, dein Vater ist im Haus; wenn die Rüfe sich verzieht, werden wir ihn holen."

„Und Bäbi und Waldsusi?"

„Bäbi ist bei ihm, Waldsusi hat heute morgen auf Geheiß deines Vaters das Haus verlassen, wie mir Bäbi weinend klagte."

Josef eilte davon, der Pfarrer konnte kaum Schritt mit ihm halten. Als sie die Grenze Altdorfs erreichten, standen sie vor einer beweglichen Schlammmasse. „Ich will zum Vater," rief Josef und setzte den Fuß ins Wasser. Viele Menschen standen auf dem Platz, sie umringten ihn, sie sprachen auf ihn ein, sie hielten ihn zurück. „Es geht nicht, es geht nicht," hörte er von allen Seiten rufen. Er sah die Unmöglichkeit ein, bis zum Haus vorzudringen, und fiel jammernd nieder.

„Es ist nichts zu machen, als abzuwarten," wiederholte der Pfarrer, „das Haus wird stand halten, dein Vater ist sicher drinnen." Niemand glaubte an diese Sicherheit, vielleicht glaubte der Pfarrer es selbst nicht, aber Josef klammerte sich an diese Aussicht wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. Er wurde etwas ruhiger. „Wie ist es gekommen und warum hat der Vater das Haus nicht beizeiten verlassen?" fragte er.

„Wahrscheinlich hat er nicht an Gefahr geglaubt, bis es zu spät war, und Bäbi wird ihn nicht haben verlassen wollen," erwiderte der Pfarrer. „Der Knecht war klüger und hat sich mit dem

Vieh den Abhang hinauf geflüchtet. Wie es gekommen ist?" Der Pfarrer sah sich fragend um, und die Umstehenden sprachen durcheinander: „Mit einem furchtbaren Getöse, wie eine Lawine, wie ein reißender Bergstrom, wie ein Bergsturz ist es gekommen, es war schauerlich." Der Pfarrer erzählte nun im Zusammenhang: „Ich stand am Fenster und hörte etwas wie Donnerrollen und doch war es nicht das; trotz dem dichten Regen sah ich, daß ein Wasserstrom über die Felsenstaffel vom Buchenwäldchen stürzte. Der Wildbach mußte es sein, der tagelang sein Wasser im Wäldchen angesammelt und sein altes Bett wiedergefunden hatte. Alles verschlingend, was sich ihm in den Weg stellte, Steine, Hölzer, Erde, Gesträuch mit sich führend, wuchs er zur Rüfe an und rollte in schwerfälligen Wogen Altdorf zu. Ich eilte hierher, war aber schon vom Haus abgeschnitten; es blieb mir nichts anders übrig, als nach Rüfenau zurückzukehren und dich zu erwarten."

Josef hörte schweigend zu, von allen umringt, von allen bedauert. Aber man sprach nicht viel, alle fühlten, daß dem Naturereignis gegenüber Worte verstummen mußten.

Die Nacht sank herab. Es kamen noch mehr Menschen an die Unglücksstätte, teils aus Teilnahme, teils aus Neugierde. Sie trugen Laternen, die auf das träge dahinschleichende Wasser einen trüben Schein warfen. Auch im Haus Altdorf gingen in Stube und Küche ein paar Lichtlein auf, die durch die Finsternis ihre zitternden Strahlen wie hilfesuchend zu den Menschen hersandten. Man unterschied an den Fenstern zwei Gestalten, welche kamen und gingen; Josef erkannte sie wohl, den Vater und die treue Bäbi. Der Pfarrer versuchte ihn nach dem Pfarrhaus zu bringen, aber er war nicht zu bewegen, den Platz zu verlassen. Die meisten Menschen verliefen sich nach und nach; nur die Jungmannschaft harrte bei ihm aus; auch der Pfarrer, den er dringend bat, nach Hause zu gehen, verließ ihn nicht. Die jungen Bursche holten von Rüfenau ein paar Pfähle und Bretter und bildeten über ihrem Pfarrer eine Art Dach. Sie selbst, die an Wind und Wetter gewöhnt und auch durch den Militärdienst abgehärtet waren, blieben draußen, gingen am Wasser auf und ab, besprachen das Ereignis und es fiel, von Josef

ungehört, manches harte Urteil über den Bauer, der „sein Schicksal verdient habe“. Josef trat einmal unter das Dach zu seinem Onkel und sagte leise: „Gottlob, daß Waldsusi das Haus verlassen hat, nicht wahr? Sie wird droben in ihrer sichern Waldhütte ruhig schlafen. Was hat es eigentlich gegeben?“

Der Pfarrer erwiderte ebenso leise: „Ein Zerwürfnis, wie gewöhnlich, doch jetzt wollen wir nicht daran denken.“

Josef nickte. Ja, er war es zufrieden, er wollte jetzt nichts Böses vom Vater denken noch hören. Die Schreckensnacht ging vorüber; es fing an zu dämmern. Das Bild der Verwüstung trat vor den trüben Blicken Josefs deutlich hervor. Auf seinen schönen Wiesen und Äckern lag ein Durcheinander von Sand und Steinhügeln, entwurzelten Obstbäumen, zerschlagenem Holz. Dazwischen hatte das Wasser die Erde weggeschwemmt und floß in tiefen Rinnen dahin. Der Schuppen war verschwunden, das Haus stand noch, vom Wasser umspült; an seinen Wänden hatten sich Schuttmassen angehäuft, der Regen ließ ein wenig nach;

der Himmel war noch schwarz, nur in einer Bergeinsenkung zeichnete die aufgehende Sonne hellere Säume um die ziehenden Wolken, fast schien es, sie wollte durchbrechen. Josefs Blick hing starr an seinem Hause, er trat wieder unter das Bretterdach zu seinem Onkel und flüsterte: „Das Haus hängt schief, es neigt zur Seite, du mein Gott, es ist unterwühlt.“

Der Pfarrer hatte es auch schon bemerkt. „Das Wasser verzieht sich,“ erwiderte er tröstend, „wir dürfen hoffen, beide drüben noch zu retten.“

Josef schüttelte verneinend den Kopf. „Der Schlamm liegt metertief, kein Mensch kommt hinüber.“

Die meisten sahen hoffnungsvoll dem Licht entgegen, das heller und heller wurde. Nur Josef verwandte kein Auge von seinem Hause. Auf einmal schoß hinter dunkelm Wolkenvorhang ein Sonnenblitz wie ein allmächtiges, allsehendes Auge hervor, glitt an den Bergen herab und erreichte das Dach Altdorfs. Josef brach in den Ausruf aus: „Seht, seht,“ dann versagte ihm die Stimme.

Aller Augen folgten der Richtung seines ausgestreckten Armes. Auf dem Dach des wankenden Hauses stand im Morgenlicht wie von einer Aureole umwoben eine hohe Mädchengestalt, welche die Arme zum Himmel erhob. „Waldsusi! um Gotteswillen, Onkel, sie fällt mit dem Haus.“ Josef machte eine Bewegung, als ob er sich in die Rüfe stürzen wolle.

„Es geht nicht, es geht nicht,“ erscholl es von allen Seiten wie vorhin und zwanzig Arme griffen nach ihm und zogen ihn zurück.

Waldsusi hatte in ihrer sichern Waldhütte nicht ruhig geschlummert, wie Josef wähnte. Zum Jammer der Verstoßung gesellte sich die Angst über das Unwetter und die damit verbundene Rüfegefahr für Altdorf. Gegen Morgen erhob sie sich und wanderte bergabwärts den altgewohnten Weg, der sie an die Rückseite des an den Abhang gelehnten Hauses führte. An einer erhöhten Stelle überblickte sie das Vernichtungswerk der Rüfe. Statt der blühenden Felder Altdorfs lag eine Sand- und Steinwüste unter ihr, die von schlammigen Wasserbächen durchfurcht war, der

Schutt war so hoch gestiegen, daß das Wasser auch zwischen der Rückseite des Hauses und dem Abhang hindurchfloß. Darüber schwebte die Leiter, die sie gestern an das Dach gelehnt hatte. Da kam ihr ein Gedanke wie eine Eingebung des Himmels; auf diesem Wege konnte sie ins Haus dringen, die Bewohner retten oder mit Josef untergehen. Sie setzte die Leiter fester auf den Boden und rüttelte an ihr, bis sie flach und sicher auch am Dache lag. Dann setzte sie den Fuß auf den schwankenden Steg und es gelang ihr, hoch über dem gurgelnden Wasser das Dach zu erreichen. Hier erblickte sie die Menschen am jenseitigen Ufer und ihr scharfes Auge erkannte Josef. Sie erhob die Augen im Dankgebet zum Himmel. Dies war der Augenblick, da Josef sie auf dem Dach entdeckte. Nun schritt sie langsam und vorsichtig gegen das Dachfenster, drückte es ein und verschwand in der Öffnung. Sie traf den Bauer und Bäbi in der Stube. Diese hatte ihr Gebetbuch aufgeschlagen und las darin, der Bauer lag erdfahl mit geschlossenen Augen wie ein Sterbender in seinem Lehnstuhl. Bäbis Gesicht ver-

klärte sich bei ihrem Erscheinen, als ob ein Engel vom Himmel heruntergestiegen sei, um ihnen Rettung zu bringen. „Mut, Mut," rief ihr Waldsusi zu, dann schritt sie zum Bauer und sagte ruhig, aber fest. „Bauer, vergiß einen Augenblick, wer ich bin, komm mit mir und lasse dich retten."

Peter sah sie wie geistesabwesend an und rührte sich nicht.

Da faßte sie ihn am Arm. „Ich will dich retten für Marie und für — Josef, aber rasch, das Haus fällt."

Im Wesen des schlichten Mädchens lag die Überlegenheit, die mit dem Entschluß verbunden ist, sein Leben für andere zu wagen. Peter widerstand nicht. Einige Minuten, nachdem Waldsusi in der Fensteröffnung verschwunden war, trat sie heraus und zog den Bauer nach sich. Sie führte ihn sorgsam bis zum Dachrand und war ihm behilflich, auf der Leiter Fuß zu fassen. Sie sah ihm nach, dann kehrte sie zurück und führte Bäbi auf dem gleichen Weg zur Leiter. Als auch diese herabgelassen war, stieg sie selbst hinunter.

In atemloser Spannung hatten die Leute am jenseitigen Ufer dem Vorgang zugeschaut, kein Laut wurde hörbar. Waren die drei gerettet? Ja, sie tauchten am Abhang ob dem Haus auf und schritten langsam, der Bauer von den zwei Frauen geführt, aufwärts. Unendlicher Jubel brach los. Waldsusi, Waldsusi, Heldenmädchen, sei gesegnet. Wie hat sie das Rettungswerk vollbracht? Wie hat sie Mut und Kraft zu dem Wagnis gefunden? Das Haus wankt, das Haus kann jeden Augenblick fallen.

Josef war von Angst, Schreck und jäher Freude so übermannt, daß er sich an den Pfarrer halten mußte. „Josef, noch einen Augenblick Mut," flüsterte ihm dieser ins Ohr, „dein Haus —"

Josef sah es selbst, das Haus stand ganz schief, die Ziegel fielen vom Dache, die Balken brachen. Und wie ein müder Greis, der sich nach langer Lebensfahrt zur letzten Ruhe niederlegt, so neigte sich Haus Altdorf auf die Seite und sank in sich zusammen.

Einen Augenblick ragten Pfosten und Balken hervor, dann ging ein Wogenschwall darüber hin und

schwemmte alles Bewegliche hinweg. Vorüber! Josef bedeckte sich die Augen mit den Händen, und das war gut. Der Pfarrer sah wie getröstet von der wüsten Stelle, wo das Haus verschwunden war, nach dem Abhang, wo die Geretteten sichtbar geworden waren, aber die Umstehenden bemerkten, daß er plötzlich erblaßte. Er sagte leise etwas zum nächsten, alle blickten erschrocken hinüber und dann mitleidig auf Josef, der ganz in sich versunken, nichts sah und hörte, was um ihn her vorging. Der Pfarrer umfaßte liebevoll seinen Neffen und sprach rasch: „Genug, mein Sohn, komm mit mir, das Pfarrhaus wird deine Heimat sein.“ Josef ließ sich willenlos hinwegführen und schaute nicht mehr zurück. Ein Flüstern ging durch die Menge. „Er hat es nicht bemerkt, der Pfarrer wird ihn vorbereiten.“

Mit dem Zusammenbruch des Hauses war Peter zusammengestürzt; er lag am Boden, Bäbi kniete neben ihm und rang die Hände, Waldsusi suchte vergeblich ihn aufzurichten; er sank immer wieder zurück. „Er ist tot, der Schlag hat ihn getroffen,“ ging es nun laut von Mund zu Mund. „Wohl

ihm," ließ sich eine Stimme vernehmen, „der Tod hat es mit ihm gut gemeint; ohne Altdorf wäre Peter Bärtschi ein Toter unter den Lebendigen gewesen."

Die meisten verließen nach der durchwachten Nacht müde und durchnäßt den Unglücksplatz und begaben sich nach Hause. Wer da länger ausharrte, sah noch wie Waldsusi nach längerer Besprechung mit Bäbi rasch bergaufwärts schritt, während diese bei dem regungslos Daliegenden stand, sich von Zeit zu Zeit über ihn niederbeugte und sich dann wieder still neben ihm verhielt, ohne ihn einen Augenblick zu verlassen. Sie sahen wie Waldsusi hinter den Tannen ihrer Waldheimat verschwand und dann mit ihrem Vater und einer Tragbahre wieder zurückkehrte. Unterdessen hatte sich auch der alte Knecht, der in der Nacht mit dem geretteten Vieh auf dem Berg herumgeirrt war, zu ihnen gefunden. Sie betteten den schweren Körper Peters auf der Tragbahre, bedeckten ihn mit einem von Waldsusi vorsorglich mitgebrachten Leintuch und trugen ihn müsam nach der Waldhütte.

In der armen Hütte lag der stolze Bauer, der in seiner Selbstherrlichkeit Meinungen, Willen und Rechte andrer nie anerkannt hatte und auch nicht an die Gewalt von Naturereignissen glauben wollte, wenn sie ihm nicht paßten. Er war ein stiller Mann geworden, und diejenige, die er gestern erbarmungslos von seiner Schwelle getrieben hatte, hielt Totenwache an seiner Bahre.

Am dritten Tag nach dem Niedergang der Rüfe hatte der Wildbach seinen alten Weg vollständig wieder erobert und floß ruhig und klar zwischen Altdorf und Rüfenau dem Talfluß zu, um ihn, wer weiß, vielleicht nicht mehr zu verlassen. Über das verwüstete Feld wurde ein Notsteg hergestellt und die Jungmannschaft von Rüfenau holte die Leiche von der Waldhütte auf den Friedhof hinunter. Der Pfarrer hielt seinem Schwager in tiefer Bewegung die Leichenpredigt, und die Menge, die durch das tragische Ende ihres Mitbürgers erschüttert war, sprach nur von seinen guten Eigenschaften, und hatte die weniger guten schon vergessen.

* * *

Einige Tage darauf stand Josef mit dem Onkel auf den Trümmern seines Gutes. Er war bleich, aber gefaßt. „Onkel," sprach er, in die Verwüstung hineinschauend, „ich habe das Verhängnis nicht aufhalten können; die Hälfte meines Besitztums ist verloren. Aber das ist es nicht, was ich als Unglück durch das Leben schleppen muß. Mein Vater ist mit Groll im Herzen gegen mich gestorben. Das werde ich nie vergessen können."

„Mein Sohn," erwiderte der Pfarrer ruhig, „du konntest nicht anders, du hast nach deinem Gewissen gehandelt."

„Und doch würde ich um ein versöhnendes Wort meines Vaters gern auch die andere Hälfte meines Gutes hingeben."

„Das Wort können wir dir bringen," tönte es hinter ihnen nnd als sie sich umwandten, standen sie Bäbi und Waldsusi gegenüber, die unbemerkt von der Waldhütte heruntergekommen waren. „Dein Vater ist nicht im Groll, sondern in Reue gegen dich gestorben," sagte Waldsusi und stellte sich neben ihn. „Sein letztes Wort war: „Josef, wie viel Unrecht habe ich dir abzubitten,

Josef, mein armer Sohn —. Dann fiel er nieder."

Da ging es wie Sonnenschein über Josefs Gesicht. „Waldsusi, du Trösterin und Helferin in aller Not, einen solchen Trost hast du mir noch nie gebracht."

„Dies ist ein glücklicher Schluß einer trüben Vergangenheit," sprach der Pfarrer befriedigt, „nicht wahr, Josef? Und nun blicke nicht zurück, sondern vorwärts. Du hast dir immer einen Wirkungskreis gewünscht, in dem du dich selbständig betätigen könntest, jetzt hast du ihn. Es ist anzunehmen, daß in unvordenklicher Zeit der Platz hier ebenso wüst aussah wie jetzt, dann erstand unter fleißigen Händen blühendes Land. Das soll wieder werden. Du weißt, die ganze Jungmannschaft des Dorfes wird dir helfen, und auch deine zwei Getreuen hier werden dir mit Rat und Tat beistehen und dich nicht verlassen."

Josef faßte rasch nach Waldsusis Hand. „Waldsusi, willst du mich durch ein mühevolles Leben begleiten? Willst du meine Getreue sein?"

„Bis in den Tod," erwiderte das Mädchen freudig und fest.

Einen Augenblick wurde es stille unter ihnen. Es war, als ob ein Engel mit segnenden Händen über der Stätte der Verwüstung schwebe. Bäbi faltete die Hände und die Tränen rannen ihr über die Wangen.

Der Pfarrer nahm wieder das Wort. „So wandelt vereint durch das Leben und teilt seine Lasten und Pflichten, seine Freuden und Leiden. Eure Jugend war kein lachender Garten. Die Schule des Lebens hat euch hart angefaßt, aber sie hat Keime geweckt, die einst Blüten und Früchte tragen werden.“ Er trat den Rückweg an und alle folgten ihm ins Pfarrhaus, wo unterdessen auch Anton und Marie eingetroffen waren und eine still-glückliche Verlobung gefeiert wurde.

Das freudige Ereignis wurde zugleich mit der Nachricht vom Untergang Altdorfs und dem Tod des Vaters den Angehörigen in Amerika gemeldet. Nach einigen Wochen war die Antwort da. Georg schrieb einen langen, jammervollen Brief; er schien hauptsächlich durch den Tod des Vaters, dem er in seiner Jugend so viele Sorgen gemacht hatte, ganz niedergeschmettert zu sein.

Darunter ein paar Zeilen in der kräftigen Handschrift Alices: Georg ist noch fassungslos; er wird sich ermannen. Der Tod hat gewußt, was er tut; ohne Altdorf wäre das Leben für meinen Schwiegervater kein Vergnügen mehr gewesen. Ihr müßt nun vor allen Dingen ein kleines Haus bauen, selbstverständlich ob der Talsohle, ungefähr in der Höhe von Neudorf. Hier mein Scherflein dazu. Nehmt es, ich bitte, als Beweis meiner verwandtschaftlichen Liebe. Eure Alice.

Das Scherflein bestand aus einer ansehnlichen Geldspende.

Am nächsten Sonntag kam Waldsusi mit ihrem Vater und Base Bäbi von der Waldhütte wie immer ins Pfarrhaus herunter, wo Josef vorläufig weilte. Als der Brief aus Amerika vorgelesen wurde, lächelte Bäbi eine Weile still vor sich hin. Dann erhob sie sich und reckte sich zur möglichsten Körperhöhe empor. „Der Brief Alices gefällt mir besser, als der Georgs," sagte sie mit Entschiedenheit, „und es ist schön von ihr, daß sie euch helfen will, um so mehr, als sie euch nicht blutsverwandt ist. Bei Blutsverwandten

versteht sich dergleichen von selbst. Und so will ich armes Bäbi vor der Amerikanerin nicht zurückstehen, die immer ein wenig über mich hinwegsah. Was glaubt ihr, wo sind meine Ersparnisse hingekommen? Es ist wahr, Peter Bärtschi, mein Peterli, — Gott habe ihn selig — hat mir nie einen übergroßen Lohn gegeben, aber er hat dafür gesorgt, daß das Geld an den richtigen Ort hinkomme, nämlich in eine solide Sparkasse, wo sich länger als ein halbes Jahrhundert Zins auf Zins gehäuft hat." Mit diesen Worten wickelte sie sorgfältig ein gefülltes Kuvert aus ihrem blauen Taschentuch und schob es Waldsusi zu. „Hier, mein gutes Waldsusi, dies ist deine Morgengabe; vielleicht reicht es jetzt zu dem Häuschen. Dafür hoffen wir, daß ihr uns darin eine Heimstätte für unsere alten Tage bereitet."

In der traulichen Stube des Pfarrhauses verbrachten die Anwesenden glückliche Stunden im Gefühl der Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Hilfeleistung. — — — Das Häuschen wurde gebaut. Das junge Ehepaar, Josef und Waldsusi, und das alte Geschwisterpaar, Waldsusis

Vater und Base Bäbi, hielten ihren fröhlichen Einzug. Wie der Pfarrer vorausgesagt hatte, zogen mit ihnen auch Pflichten und Lasten, Freude und Leid ein, die von jedem Menschenschicksal unzertrennlich sind. Josef und Waldsusi hatten die Absicht, dem verschütteten Talgrund so viel Boden als möglich für die Kultur zurückzuerobern. Es war keine leichte Aufgabe. Arbeitsamkeit und guter Wille halfen dabei, und Liebe, Friede, Eintracht gaben ihrem schweren Tagewerk die Weihe. Sie schrieben ihren Verwandten nach Amerika, sie seien in ihrem neuen Heim wie im Paradies und die Rüfe habe für sie kein bleibendes Unglück bedeutet.

Früher erschienen in unserem Verlage von

Silvia Andrea:

Violanta Prevosti

Geschichtlicher Roman aus Graubünden

2. Auflage

Gebunden Fr. 6.50

Wir und unsere Lieblinge

Geschichten für Kinder

Kartoniert Fr. 3.20

Das Bergell

Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte

Mit 7 Vollbildern

2. Auflage

Gebunden Fr. 5.50

Empfehlenswerte Bücher von Schweizer Frauen aus dem Verlage Huber & Co. in Frauenfeld:

Lina Boegli, Vorwärts. Briefe von einer Reise um die Welt. Geb. Fr. 7.—.

— Immer Vorwärts. Neue Briefe. Geb. Fr. 6.—.

Gertrud Bürgi, Sterne. Neue Gedichte. Geb. 4.20.

— Spiegelungen. Neue Gedichte. Geb. Fr. 4.—.

Lilli Haller, In tiefster russischer Provinz. Schilderungen. Geb. Fr. 5.—.

Johanna Siebel, Mutter und Kind. Gedichte und Parabeln. Zweite erweiterte Auflage. Geb. Fr. 5.—.

Alice Simpson-Imhof, Meine Tropenjahre. Erinnerungen aus Ost-Afrika. Mit vielen Bildern. Geb. Fr. 4.50.

Lisa Wenger, Das blaue Märchenbuch. Geb. Fr. 7.—.

— Prüfungen. Roman. Geb. Fr. 6.—.

— Irrende. Novellen. Geb. Fr. 6.—.

Neuerscheinung

Oskar Kollbrunner

Treibholz

In Leinen Fr. 6.–

Wie es Kollbrunner als Vagabund und Zeitungsverkäufer, als Geschirrwascher im Chinesenviertel, als Uhrmacher und Bäckerjunge, als Knecht, Bettler und Häftling ergangen ist, erzählt er in diesem Buche mit größter Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Er hat den originellen Stoff in originellster Weise gemeistert, ein wahrer Dichter.

Verlag von Huber & Co.
Frauenfeld und Leipzig

Papier 20
durch di
massene